Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 126 (2006)

Artikel: Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese
Autor: Keller, Stefan V. / Spillmann, John H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985073

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JOHN H. SPILLMANN

Das frühmittelalterliche Zürich im Lichte der Phantomzeitthese

Vorwort von Stefan V. Keller

Findet mit dem hier vorliegenden Aufsatz ausgerechnet im seriösen Zürcher Taschenbuch die Grundsteinlegung zu einem fragwürdigen «Mystery Park der Zürcher Historik» statt? Machen wir uns nicht schon unglaubwürdig, wenn wir uns auch nur am Rande mit einer reisserischen, aber längst nicht mehr frischen These befassen, die in unserem Lande bisher noch von keiner kompetenten Stelle ernsthafte Beachtung gefunden hat? – Wenn der Beitrag von John H. Spillmann trotz solchen Einwänden erscheint, liegt dies darin begründet, dass weder die eine noch die andere Befürchtung zutrifft.

Von irgendwelchen spektakulären neuen Forschungsergebnissen, die durch waghalsige Interpretationen zu grossen Mysterien emporstilisiert werden, ist nirgends die Rede. Der Autor mischt sich nicht in wissenschaftliche Arbeitsbereiche wie archäologische Untersuchungen oder Quellenforschung ein. Hingegen betrachtet er das von anerkannten Wissenschaftern erarbeitete und publizierte Material unter einem zeitkritischen Gesichtspunkt. Dabei werden Fragen konkretisiert, die eigentlich bereits durch die Aussagen der Historiker latent im Raum stehen. Fakten, die sich schwer zusammenreimen lassen, wenig plausible Interpretationen, gar Widersprüche oder fehlende Erklärungen häufen sich auch im so genannten «dunkeln Mittelalter» der Stadt Zürich; die Zeitkette des Frühmittelalters scheint bei näherem Zusehen nicht gar so hart geschmiedet, wie es dem landläufigen «Bedarf nach Geschichte» eigentlich genehm wäre. Darüber zu urteilen bleibt aber auf jeden Fall dem Leser überlassen.

Als Arbeitsthese dient dem Autor die Annahme, dass die herkömmliche Zeitgerade, auf welcher die historischen Ereignisse schon seit Jahrhunderten datumsgenau aufgereiht sind, Fehler aufweisen könnte,

und zwar speziell im Zeitraum zwischen Antike und Hochmittelalter. Die so genannte «Phantomzeitthese» geht davon aus, dass etwa drei Jahrhunderte unserer herkömmlichen Geschichtsschreibung durch eine spätere Dehnung dieses Zeitraumes entstanden sind und mit hineingeschobenen Ereignissen aus den Randzeiten, mit Geschichtswiederholungen, mit legendären Gestalten, erfundenen Geschehnissen und spätere Ansprüche legitimierenden Rechtsakten gefüllt worden sind. Eine solche These scheint in der Tat waghalsig zu sein, und vieles könnte leichtfertig ins Lächerliche gezogen werden, wenn man sich ihr aus Lust am Spektakulären einfach hingeben wollte. Doch dies tut der Autor keineswegs. Er tritt weder als Theoretiker der Phantomzeitthese auf, noch behauptet er deren Richtigkeit. Er benützt die These ganz einfach als Arbeitsinstrument, um mögliche Ungereimtheiten in unserer Geschichtsschreibung aufzudecken und neue Erklärungsansätze vorzuschlagen. In diesem Sinne dürfen es die Leser und Leserinnen wagen, sich seine Auslegeordnung unvoreingenommen anzuschauen. Vielleicht findet sich das eine oder andere, welches es Wert ist, einer weiteren Diskussion zugeführt zu werden.

Einleitung

Die These von der «grössten Zeitfälschung der Geschichte» [Illig, 2001, Untertitel] berührt natürlich nachhaltig auch das Gebiet der heutigen Schweiz, stand doch in St. Gallen eines der berühmtesten Klöster des Mittelalters und beruft sich gerade der Eidgenossenschaft grösste (und wirtschaftlich bedeutendste) Stadt Zürich explizit auf Karl den Grossen. Die These sollte daher im Land eigentlich auf grosses Interesse stossen. Wie andernorts haben es jedoch auch in der Schweiz die meisten Historiker bisher vorgezogen, darüber zu schweigen. Auch das Medienecho war hierzulande entsprechend nicht sehr gross. Zumindest in Schweizer Printmedien ist über die Phantomzeittheorie aber doch wiederholt berichtet worden [z.B. Kindhauser, 2001]. Bisher sind aber unseres Wissens kaum Arbeiten vorgelegt worden, die die Phantomzeitthese in diesem Gebiet nachzuprüfen suchten. Der Verfasser sah darin einen Anlass für eigene Nachforschungen.

Mit St. Gallen sind auch viele Orte im Kanton Zürich verbunden. Sie werden nämlich – in ihren frühmittelalterlichen Formen – in ver-

schiedenen Urkunden, die aus dem Archiv des Klosters St. Gallen stammen, das erste Mal erwähnt [Kläui, 1954; Zürcher et al., 1993; Ziegler 2001].

Dies gilt zum Beispiel für Bäretswil (Berofuvilare) oder Dürnten (Tunriuge) im Zürcher Oberland, das im frühen Mittelalter zum Zürichgau gehörte. Wenn sich die Phantomzeitthese als richtig erweist, dann müssten diese besagten Urkunden genauso wie einige Handschriften mit Heiligenlegenden aus dieser Zeit ausnahmslos gefälscht – oder vielleicht teilweise auch falsch datiert (?) – sein. Die Mittelalterforschung im Kanton Zürich würde damit die ältesten und praktisch einzigen schriftlichen Informationsquellen über das frühe Mittelalter im Gebiet verlieren, mindestens aber müssten diese Schriftstücke ganz neu interpretiert werden. Die von Illig vorgeschlagene Korrektur der Chronologie hätte ausserordentlich weitreichende Folgen für die Geschichte. Damit müsste beispielsweise – um es hier nur für die Nordostschweiz zu verdeutlichen – die Siedlungsgeschichte mitsamt der Landnahme der alemannischen Siedler und die frühe Kirchengeschichte im Gebiet zwischen dem oberen Zürichsee und dem Bodensee neu geschrieben werden. Auch wenn immer mehr Hinweise – in ganz Mitteleuropa genauso wie anderswo – dafür sprechen, die Phantomzeitthese ernst zu nehmen: Bevor der Autor sich dazu entschliessen kann, diese Theorie zu unterstützen, und sich damit zwangsläufig gezwungen sieht, gut ausgewiesenen und erfahrenen Historikern und Heimatforschern widersprechen zu müssen, will sie erst einmal auch in der engeren Heimat wenigstens grob getestet sein. Dies wird hier vorerst einmal mit der Stadt Zürich versucht. Kann sich Grosskarl an der Limmat auf dem Sockel halten?

St. Peter und die Wurzeln der Stadt im frühen Mittelalter

«Gleichsam stillschweigend ging man immer schon davon aus, St. Peter sei die älteste Kirche Zürichs gewesen»», schreibt Widmer [1976, 11]. Von der geographischen Lage her sei diese Annahme zwingend. Der Moränenhügel auf dem linken Ufer der Limmat gliedert sich in zwei Teile: den markanteren Lindenhof und den niedrigeren Hügel von St. Peter. Zwischen diesen Hügeln hindurch und von ihnen beherrscht führte seit jeher der Weg zum Flussübergang. Es spricht nach

Widmer vieles dafür, dass das spätrömische Kastell auf dem Lindenhof einst eine erste christliche Gemeinde beherbergt hatte. Deshalb vermutete man immer wieder, Zürichs früheste Kirche habe sich auf dem St.-Peter-Hügel befunden. Kaiser [1995, 136] schreibt zur Frage der Christianisierung im Grossraum von Zürich:

> «Über die Christianisierung Alamanniens ist praktisch nichts bekannt. Wesentliche Voraussetzung dafür waren sicher das Weiterleben romanischer christlicher Restbevölkerungen in den Kastellorten und die Aufrechterhaltung einer episkopalen Ordnung, wobei die Diözesen Windisch/Konstanz als Erschütterungs- und Reorganisationszone und Chur als Resistenzzone bezeichnet werden können. Romanische Christengemeinden oder christianisierte Romanen sind in den befestigten Römerorten des Hochrheins und des südlichen Bodenseeraums nachzuweisen beziehungsweise mit einiger Sicherheit zu vermuten, so in Windisch, Zurzach, Eschenz, Konstanz, Arbon und Bregenz, während für die Kastelle an den rückwärtigen Strassenverbindungen, wie Pfyn, Oberwinterthur, Irgenhausen, Kloten (?) und Zürich, die Nachweise des Christentums weniger oder gar nicht gesichert sind.»

Das bekannte Kontinuitätsproblem stellt sich somit auch in Zürich. Eine spätantike Christengemeinde ist in Zürich also offenbar nicht gesichert.

In den frühen 1970er Jahren wurde im Zusammenhang mit einer Renovation der Kirche St. Peter auch eine archäologische Untersuchung durchgeführt. Die Ergebnisse haben, was das Alter der Kirche angeht, wenig Sensationelles gebracht:

> «Wohl fand sich auf dem St. Peter auch ein römischer Mauerrest, ihn aber als frühen Sakralbau anzusprechen, ist sicher zu gewagt. Zu einem Kirchenbau gehörten indes vermutlich Gräber, die nach einer Radiocarbondatierung dem 6. Jahrhundert zuzuordnen sind. Die erste archäologisch gesicherte Kirche stammt offenbar aus dem 8. oder frühen 9. Jahrhundert. Sie wies eine Apsis und ein saalförmiges Langhaus auf und besass eine Vorhalle; diese Vorhalle ist durch Urkunden aus dem 10. Jahrhundert mit den Formeln 'in por-

ticu sancti Petri' und 'in atrio sancti Petri' belegt. [...] Der ganze Forschungsbericht gibt uns nicht einmal andeutungsweise Auskunft darüber, welche Glaubensinhalte zu jener Opferbereitschaft Anlass gaben, die nötig war, um mit den damaligen bescheidenen technischen Mitteln so beachtliche Bauten entstehen zu lassen. Dies entspricht dem Zeitgeist.» [Widmer, 1976 b, 11 f.].

Es müsste abgeklärt werden, ob nicht die aufgrund der C14-Datierung dem 6. Jahrhundert zugewiesenen Gräber allenfalls mit der archäologisch belegten, in die Phantomzeit gestellten Kirche in Verbindung gebracht werden könnten, falls die Genauigkeit der C14-Datierung angezweifelt wird [vgl. Blöss/Niemitz, 1997] und die Phantomjahrhunderte gemäss Illig entfernt würden.

Als relativ sicheres Zeugnis für eine Kontinuität der romanischen Bevölkerung im Kastellort Turicum (Zürich) und für eine Zuwanderung in merowingischer Zeit werden frühmittelalterliche Gräberfelder angesehen [Kaiser, 1995, 152]. Fünf Gräber – es dürfte sich dabei um die bereits erwähnten handeln – wurden unter den Chormauern von St. Peter entdeckt; sie werden ins 5. bis 7. Jh. datiert. Am Südhang des St.-Peter-Hügels wurden weitere 15 Gräber aus dem 7. Jh. gefunden. Es fällt auf, dass es sich dabei um sehr bescheidene Zahlen handelt. Später – in karolingischer Zeit – wurde dieses Gräberfeld aufgegeben, und die Bestattungen konzentrierten sich dann auf den Kirchhof von St. Peter (Abb. 1). Ausserdem erwähnt Kaiser [1995, 152] ein Gräberfeld an der Spiegelgasse (das einzig sicher nachweisbare auf dem rechten Ufer der Limmat im Altstadtbereich) aus dem ausgehenden 7. und 8. Jh. und ein Gräberfeld in Zürich-Aussersihl (Mitte 6. Jh.).

Ein weiterer frühmittelalterlicher Friedhof könnte gemäss Kaiser an der römischen Ausfallstrasse bei St. Stephan gelegen haben. In der Nähe des Fraumünsters (im Münsterhof) schliesslich sind im Zusammenhang mit Rettungsgrabungen 1977/78 unter anderem 140 Gräber freigelegt worden [Schneider et al. 1982]. Die Belegung dieses Friedhofes setzte angeblich um 853 ein und dauerte bis ins ausgehende 12. Jh. [Gutscher, 1983, 39]. Ein Friedhof beim Grossmünster andererseits wird 1144 schriftlich erwähnt; dessen älteste Gräber sollen auf die «Zeit vor 1000 zurückgehen» [Kaiser, 1995, 152].

Die Stadtentwicklung im frühen Mittelalter liegt weitgehend im Dunkeln:

> «Sicher ist, dass der erste Markt in der Gegend des heutigen Weinplatzes abgehalten wurde. Von dort dehnte er sich über die Brücke Richtung Marktgasse aus. Hier entstand auch das erste Ratshaus. Die wachsende Überbauung entwickelte sich nicht völlig planlos.» [Widmer, 1976a, 61].

Genaues über die Ursprünge des Marktes in Zürich weiss man mithin nicht.

> «Auch die Lage des frühmittelalterlichen Marktplatzes in Zürich ist weder durch urkundliche noch archäologische Zeugnisse zu bestimmen; lediglich die topographische Struktur, der Baubestand und der Vergleich mit anderen Städten lässt die Vermutung zu, dass er sich auf dem linken Limmatufer, in der Nähe der römischen Hafenanlage und der Schifflände an der Stelle des heutigen Weinplatzes befand.» [Kaiser, 1995, 165].

Ganz im Gegensatz zu seiner heutigen Bedeutung als Wirtschafts- und Finanzplatz sucht man Zürich in einem breit angelegten Werk über die Ökonomie des Karolingerreichs [Verhulst, 2002] denn auch vergeblich. Dies stimmt nachdenklich angesichts des Umstandes, dass in Zürich – jedenfalls nach der jahrzehntelang fast unangefochtenen Lehrmeinung – in karolingischer Zeit doch eine Pfalz gestanden haben soll (!) – ganz abgesehen einmal von dem angeblich zur Zeit Ludwigs des Deutschen errichteten, glanzvollen Vorgängerbau des Fraumünsters: einer grossen dreischiffigen Säulenbasilika mit durchgeschobenem Querschiff und drei weitgestellten Apsiden im Osten. Und auf dem Lindenhof rekonstruierte der Ausgräber Emil Vogt einen länglichen Saalbau mit einer Länge von über 42 Metern. Das Gebäude würde damit zu den grössten karolingischen Pfalzen zählen (wir werden darauf zurückkommen).

Um so mehr muss in diesem Fall die nur schwer belegbare Ökonomie der Karolingerzeit im alten Kastellort Turicum befremden. Natürlich wird gerade der Bau des Fraumünsters als Beleg für die

wirtschaftliche Leistung ins Feld geführt, wobei allerdings nicht so recht klar wird, woher die Mittel zur Finanzierung stammen sollen. Man hat zwar einige wenige Urkunden, in denen von Güterübertragungen und Schenkungen an die Abtei die Rede ist. So wird vermutet, dass das Kloster den Grossbau mit den Erträgen der Güter bewerkstelligen konnte. Wie aber bezahlte man die erforderlichen hochqualifizierten Handwerker? Mit Geld? Und woher kamen die benötigten Materialien für den Grossbau? Und wie finanzierte man diese? Das Material musste teilweise von weit her importiert werden, was ohne funktionierenden Handel schwerlich vorstellbar ist. Handel im hier zur diskutierenden Umfang setzt zudem einen Markt voraus. Aber merkwürdigerweise wird in keiner Urkunde des 9. Jh. in Zürich ein Markt erwähnt. Auch Münzbelege sucht man vergeblich. Herrschte reine Naturalwirtschaft? Auf das Fraumünster werden wir unten eingehen. Und wie wir noch sehen werden, ist die Frage der karolingischen Pfalz jüngst in Bewegung geraten. Wesentlich bessere Belege für einen Markt in Zürich liegen erst für das 10. Jh. vor. Wir nennen den wohl wichtigsten Beleg:

> «Die Einsiedler Urkunde von 972 erwähnt einen Warenhandel in der Stadt (civitas) Zürich, was einen Markt voraussetzt. Da [...] örtlich gebundene Münzprägstätten nicht ohne Markt funktionieren konnten, geht der Zürcher Markt mit einiger Sicherheit auf das 9. Jahrhundert zurück, 'wenn der Markt an dieser wichtigen verkehrsgeographischen Stelle nicht noch viel weiter, ja vielleicht bis in die Antike zurückreichte'.» [Kaiser, 1995, 164].

Die Verkürzung der Chronologie könnte auch hier neue Einsichten bieten. Wie wenig man über das Aussehen der Stadt selbst im Hochmittelalter weiss, ist aus einer Rekonstruktion ersichtlich, in der die Wohngebäude wohl nicht ganz zufällig weggelassen wurden (Abb. 2).

Das Grossmünster, Karl der Grosse und der Hirsch aus Aachen

Speich und Schlaepfer [1978, 120] schreiben zur bedeutendsten Kirche der Stadt, dem Grossmünster:

> «Die Hauptkirche von Zürich wurde im 9. Jahrhundert als Gotteshaus eines weltlichen Kanonikerstifts gegründet, und zwar bei der Grabstätte der beiden legendären Märtyrer der Thebäischen Legion, Felix und Regula; [...] Schon in karolingischer Zeit bildete das Stift mit 24 Chorherren, 32 Kaplänen, einem Leutpriester und drei Helfern das bedeutendste Kapitel des Bistums Konstanz.»

Über die Gestalt dieser frühesten Kirche sei allerdings nichts bekannt.

> «Die ältesten aufgefundenen Reste sind Fundamente einer dreischiffigen spätottonischen Anlage aus dem 11. Jahrhundert, die aber bereits von etwa 1100 an durch den langsam voranschreitenden Neubau des heutigen Münsters ersetzt wurde.» [ebd., 120].

Das Zürcher Grossmünster galt im Mittelalter im Bistum Konstanz als ranghöchste Kirche nach der Kathedrale (Konstanz) und wurde durch das Wirken Huldrych Zwinglis (1519–1531) und seines Nachfolgers Heinrich Bullinger (–1575) zur Mutterkirche der deutschschweizerischen Reformation [Gutscher, 1995, 2]. Das Grossmünster gilt als «vermutlich zweitälteste Kirche Zürichs». Über die Anfänge des Chorherrenstifts besteht grosse Unsicherheit [Widmer, 1976b, 15]. Martin von Bartenstein berichtet gegen Ende des 15. Jhs. die Sage von der Entstehung des Grossmünsters:

> Demgemäss habe einst Karl der Grosse auf der Jagd einen Hirsch von Aachen bis nach Zürich verfolgt. «Da kniete der Hirsch nieder, und die Hunde liessen von der Verfolgung ab. Karl fiel dieses Verhalten auf; ein Eremit erzählte ihm, dass an dieser Stelle die Märtyrer Felix und Regula begraben seien. Daraufhin befahl der Kaiser die Errichtung einer Kirche.» [ebd., 15].

Soweit die Sage, die Grosskarl demgemäss nicht nur wie in anderen Überlieferungen als hartnäckigen Jäger und überragenden Ausdauerreiter darstellt, sondern ausserdem als scharf beobachtenden Verhaltensbiologen.

Dass die Kirche tatsächlich auf Karl den Grossen zurückgeht, lässt sich nicht beweisen. Dies war in der Forschung bereits vor mehr als 25 Jah-

ren unstrittig. Für Sigmund Widmer (Alt-Stadtpräsident von Zürich und Historiker) stand damals hingegen fest, dass St. Peter die Mutterkirche der Felix-und Regula-Kirche (Grossmünster) war und dass zur Zeit der Gründung des Fraumünsters (853) bereits eine Felix-und Regula-Kirche bestand.

Rudolf Pfister fasste den damaligen Stand der Forschung wie folgt zusammen [zit. nach Widmer, 1976b, 15]:

> «Vermutlich gab es seit den Zeiten Karls des Grossen bei der überlieferten Grabstätte der legendären Felix und Regula eine Kirche mit einem kleinen Männerkloster. Im Zusammenhang mit der Schenkung des Königs Ludwig des Deutschen am 21. Juli 853 bildete sich unter Leitung seiner Tochter Hildegard bei diesem Kloster ein Nonnenkonvent. Anlässlich der Erhebung der Gebeine der Heiligen um 870 wurde durch König Karl den Dicken das frühe Mönchskloster durch ein Chorherrenstift ersetzt. Ein Neubau der Kirche schloss sich an. Im Jahre 874 entstand auf der linken Limmatseite das Fraumünster. Der Frauenkonvent siedelte vom Grossmünster dorthin über, wobei ein Teil der Reliquien im Hauptaltar des neuen Münsters beigesetzt wurde, während der Rest im Grossmünster verblieb.»

Als Indiz für die Vorstellung, das Grossmünster könnte bis auf die Zeit Karls den Grossen zurückgehen, wurde früher insbesondere eine 1 Meter lange Pergamentrolle herangezogen, die heute im Staatsarchiv des Kantons Zürich ist: der sogenannte Rotulus.

> «Er [der Rotulus; J. S.] dürfte in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts entstanden sein und erweckt den Anschein, das Chorherrenstift sei durch Karl den Grossen gegründet worden.» [Widmer, 1976b, 15].

Inzwischen wird der Grossmünster-Rotulus jedoch ins 10. Jh. gestellt [Kaiser, 1995, 154]; für die fraglichen Jahrhunderte bürgt er damit nicht mehr direkt.

Archäologie und Baugeschichte

In der umfassendsten neueren Darstellung der Geschichte des Grossmünsters heisst es:

> «Am rechten Limmatufer, in der sogenannten 'mehreren' oder grösseren Stadt gelegen, war das Grossmünster die alte Pfarrkirche für den Sprengel zwischen Limmat und Glatt. Seine Anfänge verlieren sich im Dunkel. Eine erste Nennung im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts als 'ecclesiae sanctorum Felicis et Regulae' (924/31) markiert nicht den Beginn.» [Gutscher, 1983, 9].

Kristallisations- und Ausgangspunkt aller baulichen Tätigkeiten auf dem Grossmünsterhügel war laut Gutscher die Verehrungsstätte von Felix und Regula – der Zürcher Stadtheiligen. Da aber im Münster bisher noch nie flächig gegraben wurde,

> «muss sich die Forschung vorerst mit historischen Interpolationen, Rückschlüssen aus archäologischen Spuren an anderen Orten der Stadt sowie der Interpretation der in der Legende enthaltenen Fakten begnügen. Erst eine systematische archäologische Erforschung des Untergrundes im Münster selber wird es erlauben, mehr als reine Hypothesen zur Frühgeschichte der Verehrungsstätte liefern zu können.» [ebd., 36].

Gutscher hat recht, wenn er feststellt, dass es nie gelingen kann, eine Heiligenlegende bis in ihr letztes Geheimnis zu deuten. Möglich sei es indessen,

> «durch verschiedene Beobachtungen nach einer historischen Wahrscheinlichkeit zu fragen, wie dies die Forschung für den Legendenkreis um Karl den Grossen getan hat und nachweisen konnte, dass es sich um eine allerdings alte Verwechslung mit Karl III. handeln muss.» [ebd., 37].

Hier genügt der Hinweis, dass es sich bei Felix und Regula um Märtyrer handelt, die zur Zeit der römischen Christenverfolgungen (wohl unter Diokletian) in Turicum gefoltert, geköpft und begraben worden sein sollen.

«Tatsächlich bestätigt die Archäologie, dass just beim Grossmünster römische Gräber zu erwarten sind. [...] In den bei [...] Planierungsarbeiten gegen die Limmat abgeschobenen Schichten fand sich denn auch viel römische Keramik ohne den geringsten späteren Einschluss [...]. Aus diesen Angaben gewinnen wir für unsere beiden Grundfragen einen wichtigen Anhaltspunkt: Das im späteren 8. Jahrhundert verehrte Grab lag im Bereich eines römischen Friedhofs.» [ebd., 38].

Nun stellt sich in Zürich aber unverzüglich die Kontinuitätsfrage zwischen Spätantike (nach dem Abzug der Römer) und Einwanderung der Alemannen (und angenommener fränkischer Oberschicht):

«Auch wenn die archäologische Erforschung der Zürcher Altstadt in den vergangenen Jahren stets stärker zu einer positiven Beantwortung der Kontinuitätsfrage voranschreitet, scheint diese für die Frage der Heiligenverehrung negativ auszufallen. Die Antwort ist unseres Erachtens über die Gräberfelder zu erbringen, wobei einschränkend gleich hier beigefügt sein soll, dass noch nicht der letzte Befund zutage gefördert worden sein dürfte.» [ebd., 39].

Bei den Siedlungen hält Gutscher auf dem linken Limmatufer (mit dem römischen Kastell auf dem Lindenhof) Kontinuität für wahrscheinlich. Doch dürfe man daraus nicht voreilig den Schluss ziehen, dass die Kontinuitätsfrage auch gleich für das rechte Ufer (mit Grossmünster) positiv zu beantworten ist:

«Die Aufgabe der Friedhöfe Poststrasse [linkes Ufer, Nähe Fraumünster; J.S.] und Grossmünster machen ein Zusammenschrumpfen des Siedlungskerns auf die beiden Hügel [St. Peter und Lindenhof, linkes Ufer; J.S.] sehr wahrscheinlich. Es ist möglich, dass allmählich einige Bauten am rechtsufrigen Brückenkopf entstanden und dass die Gräber an der Spiegelgasse den Friedhof dieses Siedlungsteils darstellen. Gehören sie gar in die Zeit unmittelbar vor die Entdeckung der Heiligengräber im ehemaligen römischen Friedhof am Grossmünster und damit zu einem 'Grossfriedhof', der sich auf die ältesten Vorgängerbauten des Grossmünsters bezieht? [...] Schon die Distanz von annähernd 500 m und die Topographie,

die nicht einmal eine Sichtverbindung zulässt, machen die Zusammengehörigkeit recht unwahrscheinlich.» [ebd., 40].

Und weiter:

«Wir vermuten, dass es sich [bei den gefundenen Gräbern an der Spiegelgasse; J. S.] eher um den direkten Vorgänger des Friedhofs auf dem Münsterhügel handelt, denn wir wissen, dass hier um die Mitte des 8. Jahrhunderts die heiligen Felix und Regula bereits verehrt wurden. Vielleicht hatte die Entdeckung der Heiligengräber das Aufgeben des Friedhofs an der Spiegelgasse zugunsten der Bestattung 'ad sanctos' zur Folge? Dies jedoch ruft gleich nach der Frage, ob der Friedhof Spiegelgasse denn auf eine andere Kirche oder Kapelle zu beziehen sei. Wir haben keinerlei Spuren von einer solchen, auch nicht den geringsten Hinweis. Ist es aber nicht möglich, in diesem Friedhof eine Grablege direkt bei den Höfen zu sehen, wie wir sie für den 'Dorffriedhof' an der Bäckerstrasse annehmen müssen, oder beispielsweise vom jüngst ergrabenen bayrischen Kirchheim her kennen [...]. Sie kann durchaus noch in einer diffusen christlichen Tradition stehen, die wir für Zürich im frühen Mittelalter annehmen möchten. Sie fände mit der Auffindung der Zürcher Heiligen ein Ende. [...] Nach der heutigen Forschungslage scheinen die römischen Friedhöfe im ehemaligen Posthofareal südlich des Münsterhofes sowie im Bereich des Grossmünsters zu liegen [...]. Die frühmittelalterlichen Friedhöfe befinden sich – in merkwürdiger Diskontinuität – an der Bäckerstrasse (spätestens um Mitte 6. Jahrhundert beginnend) [...]und auf dem St.-Peter-Hügel, hier vielleicht in Kontinuität [...] und bis an den Hügelfuss wachsend. Dieser wird schliesslich abgelöst durch den Fraumünsterfriedhof [...], der um 853 einsetzt und bis ins ausgehende 12. Jahrhundert belegt wird. Vor dem letzteren ist ein Gräberfeld anzusetzen, dessen nordwestlichste Bestattungen an der Spiegelgasse und unter dem Haus zum Rech (Neumarkt 4) gefunden wurden [...]. Dieser Friedhof wird ins 7. und 8. Jahrhundert datiert [...]. Schliesslich sind im Zusammenhang mit der Kanalisationssanierung südöstlich der Zwölfbotenkapelle Gräber angeschnitten worden, deren Befund – beigabenlose gestreckte Bestattungen – zwar eindeutig älter als die Zwölfbotenkapelle von 1120/30 ist, der jedoch kaum vors späte

erste Jahrtausend angesetzt werden kann [...]. Ein Weiterbestehen des spätantiken Friedhofes darf daher wohl ausgeschlossen werden. Aus dieser Kurzübersicht über die doch schon zahlreichen frühen Gräberfelder Zürichs wird deutlich, dass der römische Grossmünsterfriedhof wie derjenige des Posthofareals wohl nicht mit einer Belegungskontinuität vom 5. bis ins 7. Jahrhundert rechnen darf. Für unsere Ausgangsfrage nach einer kontinuierlichen Grabverehrung seit spätrömischer Zeit heisst das, dass ihre Beantwortung höchstwahrscheinlich negativ ausfällt, denn gerade die Existenz eines verehrten Grabes hätte die Bestattung 'ad sanctos' im frühen Mittelalter nach sich gezogen und damit zu einer Belegungskontinuität geführt.» [ebd., 39].

Hier zeigt sich allerdings noch ein problematischer Punkt, den Gutscher stillschweigend übergeht: Es stellt sich nämlich die Frage, wo man in diesem Fall im Gebiet rechts der Limmat zwischen dem 8. Jh. (nach Aufgabe des Friedhofes an der Spiegelgasse) und dem «späten ersten Jahrtausend» die dortigen Toten bestattete. Hier klafft eine Lücke. Schaffte man die Toten etwa auf die andere Seite des Flusses zum St. Peter oder – ab 853 – auf den Friedhof beim Fraumünster? Aber warum, wenn doch auch auf dem Grossmünsterhügel bereits der Felix-und-Regula-Kult existiert haben soll? Und war dies nicht ohnehin zu umständlich ohne Brücke?

«Die drei in einer Linie liegenden Kirchen bildeten so gleichsam die liturgische Hauptschlagader des mittelalterlichen Zürich. Für den Wallfahrtsverkehr hat man sich in der Frühzeit einen Fährbetrieb über die Limmat vorzustellen. Die erste Erwähnung einer Brücke [...] fällt ins Jahr 1251, nachdem sie aus einer Urkunde von 1221 indirekt erschlossen werden kann» [ebd., 42].

Der hochmittelalterliche Friedhof des Grossmünsters wird übrigens erst 1144 erstmals schriftlich erwähnt [Kaiser 1995, 152]. Gutscher [1983, 40] fährt fort:

«Wenn der Schlusstext der 'passio', der besagt, es seien von alters her am Grabe Wunder geschehen, reiner Topos, eine Formel zur Bekräftigung wäre, dann könnten die Zürcher Heiligengräber bewusst

'gefunden' worden sein. Eine solche bewusste Inventio wäre im [...] Zusammenhang fränkischer Reichspolitik denkbar – auch als Parallele zu St. Gallen. Es ist möglich, dass im frühmittelalterlichen Zürich eine vage Erinnerung an das alte Gräberfeld auf dem Grossmünsterhügel wach geblieben war.»

Doch eben: Es ist deutlich geworden, dass man im Grunde genommen nur sehr wenige frühmittelalterliche Gräber vorzeigen kann, um damit alle diese Jahrhunderte abzudecken. Die von Illig geforderte Kürzung der Chronologie würde die Diskrepanz entschärfen. Gutscher kommt nach Abwägen seiner Argumente zu dem Schluss, dass sich seine

«zweite Hypothese – eine frühmittelalterliche, echt lokale Inventio – am klarsten abzuzeichnen scheint. Sie fügt sich widerspruchslos in das heutige Bild der Schrift- und Sachquellen ein». [ebd., 41].

Es dürfte deutlich geworden sein, dass sich der Fall in Wirklichkeit nicht ganz so klar darstellt. Wenden wir uns nun der Baugeschichte der Gebäude auf dem Münsterhügel zu. Zur Entstehung des romanischen Münsters (1100–1230) heisst es:

«Eine Baugeschichte aufgrund der schriftlichen Quellen muss beim Grossmünster auf Schwierigkeiten stossen, weil die Archivbestände erheblich dezimiert sind. [...] Als Grund für den romanischen Neubau des Grossmünsters hat die Forschung seit je eine Brandkatastrophe von 1077/78 ausmachen wollen, die auch daran schuld sein soll, dass für Zürich überhaupt das Quellenmaterial des 11. Jh. fehlt.» [ebd., 56].

Sicheren Boden betritt man dann erst

«anfangs des 12. Jahrhunderts. Für diese Zeit sind eine Reihe von Weihedaten überliefert, welche mit dem Neubau in Zusammenhang gebracht werden dürfen» [ebd., 56].

Selbstverständlich gab es am Ort des romanischen Münsters mindestens einen Vorgängerbau. Doch darüber weiss man bisher wenig:

«In Zusammenhang mit der Restaurierung der 1920er-Jahre wurden unter der Leitung des Kantonsbaumeisters Hans Wiesmann Mauerzüge beobachtet. Die 'Ausgrabung' beschränkte sich auf die Zwölfbotenkapelle sowie die Joche [...]. Schichtungen und Mauergruben wurden damals keine beobachtet, so dass unser heutiges Wissen über Vorgängerbauten des romanischen Münsters vor 1100 bis zu einer weiteren Grabung, die die gesamte Innenfläche des Münsters belegen müsste, relativ bescheiden bleiben muss.» [ebd., 51].

Gutscher fasst den Stand der bekannt gewordenen Befunde so zusammen:

«Falls die wenigen ergrabenen Mauerstücke alle miteinander verbunden werden dürfen – es ist nicht möglich, ohne Nachgrabung das Gegenteil zu beweisen –, so ergibt sich der Grundriss einer dreischiffigen Basilika, deren Mittelschiff nach Westen über die Seitenschiffe vorkragte. Diese Grundrissdisposition kommt bei einigen der querschifflosen lombardischen Basiliken unserer Gegend vor. [...] Von daher zu urteilen, wäre der gefundene Grundriss kaum vor das 11. Jahrhundert zu datieren.» [ebd., 52].

Ausserdem wurde damals von Hans Wiesmann eine grosse Anzahl von Wandmalereiresten gefunden, die «offensichtlich bewusst von den Wänden geschlagen wurden» [ebd., 53]. Dazu schreibt er:

«Die frisch leuchtenden Fragmente zeigen keine Übermalungen. [...] Die Farbskala gleicht der ottonischen in Reichenau-Oberzell: Zinnober, Orange und Oliv wechseln mit mehr erdigen Tönen Caput mortuum, Umbra, Siena usw. [...] An zwei Hausteinquadern, welche Malputz trugen, konnte festgestellt werden, dass sie für die Bemalung aufgeraut wurden, was nicht ihrer ursprünglichen Bearbeitung entspricht. Daraus ist zu folgern, dass der Bau möglicherweise einiges älter ist als die Wandmalereien. Nun zeigen die meisten Verputzfragmente unter der ottonischen Malschicht eine ältere mit vorwiegend Ocker- und Rottönen, die durchaus karolingisch sein könnte. Eine genauere Untersuchung könnte unseren Verdacht erhärten, dass das Vorgängermünster in karolingischer Zeit ent-

stand. Der weit grösste Teil der Fragmente dieses Wandmalereizyklus, der zweifelsohne die Wände des Obergadens füllte, harrt noch seiner Entdeckung. Wichtig ist die Feststellung, dass die Wandmalereifragmente nirgends Brandspuren zeigen. Diese finden sich auch kaum auf dem genannten Boden. Dies passt sehr gut zur [...] Beobachtung, dass eine bisher um 1077/78 angesetzte Brandkatastrophe nicht stattfand, sondern das alte Münster planmässig während der Errichtung des neuen etappenweise niedergelegt wurde» [ebd., 54].

Die Entdeckung einer älteren Malschicht unter der als ottonisch eingestuften jüngeren ist interessant und kann nicht ignoriert werden. Ob diese ältere Malschicht aber wirklich karolingisch ist, kann – wie Gutscher selber sagt – erst durch weitere Untersuchungen entschieden werden.

Es bleibt noch kurz das Grossmünsterstift zu betrachten – der Bauteil, der direkt nordöstlich an das eigentliche Grossmünster anschliesst. Hier interessieren vor allem zwei ehemalige, übereinander liegende Kapellen im Westtrakt,

> «weil sie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wohl die älteste aufrechtstehende Bausubstanz auf dem Münsterhügel darstellten und vielleicht als karolingische Doppelkapellenanlage zu deuten sind». [ebd., 43].
>
> Über die Baugeschichte dieser Anlage weiss man laut Gutscher [ebd., 45; Hvhb. J.S.] indessen wiederum wenig (die Stiftsbauten wurden 1850 abgebrochen):
> «Ungelöst bleibt die Frage nach einem Weihedatum, weil eine für das Jahr 851 überlieferte Weihenotiz zwar die 'dedicatio ecclesie sancte Marie' nennt, die Schrift aber einen Eintrag späterer Hand verrät und schliesslich die 'ecclesia sancte Marie' nicht eindeutig mit unserer Marienkapelle zu identifizieren ist. [...] Sicher ist, dass die Marienkapelle älter ist als der romanische Kreuzgang, der um 1180/85 angesetzt wird.»

Gutscher gelangt am Ende für die Marienkapelle zu einer Entstehungszeit

«sicher vor Münster und Kreuzgang, vielleicht um die Jahrtausendwende. Für ein Zusammenbringen mit dem fraglichen Weihedatum von 851 fehlen indes genügend stichhaltige Argumente» [...]. «Das auf den ersten Blick bescheidene Resultat erweist sich in bezug auf den gesamten Fragenkomplex um das frühe Geschehen am Grossmünster als schwerwiegend, gelingt es doch damit den ältesten bisher bekannten Bauteil der Gesamtüberbauung nicht nur zu lokalisieren, sondern in groben Zügen auch zu rekonstruieren» [ebd., 50].

Der Karlskult in Zürich

Der Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, Andres Furger, schreibt über Karl den Grossen [Furger et al., 1996, 20]:

«Er steht in der schweizerischen Geschichte ebenfalls hoch im Kurs. So wird er zum Beispiel als Gründer des Grossmünsters von Zürich verehrt und erscheint auf Glasgemälden des 16. Jahrhunderts sogar als Gründungsvater der Stadt Zürich [...] Die wechselhafte Geschichte des Frühmittelalters erscheint uns Heutigen oft zwiespältig. Der schillernde Aspekt dieser Zeit kann bis zur Person Karls des Grossen selbst nachgezeichnet werden.»

Illig [2001, 344] beobachtete treffend, dass Zürich 1351 dem Bund der Eidgenossen beitrat und den Rückgriff auf «seinen Gründerkaiser Karl» als Waffe gegen das Kaisergeschlecht der Habsburger benutzte, das erst 1389 die Eidgenossenschaft anerkannte.

Für das Wissen über die Entstehung des Karlskultes in der Limmatstadt spielt das Jahrzeitbuch des Grossmünsters eine zentrale Rolle: Dieses

«enthält zum 6. Mai (1260) einen Eintrag: 'Gerungus edituus quondam lator reliquiarum sancti karoli obiit.' (Todestag des Sakristans Gerung, der seinerzeit die Reliquien des heiligen Karl überbracht hat.)» [Widmer, 1976b, 16].

Gerung hat die Reliquien gemäss Widmer 1233 aus Aachen überbracht, nachdem Karl der Grosse schon unter Barbarossa heilig gesprochen worden war.

> «Dies war der Beginn des Karlskultes am Grossmünster. Um 1250 entstand das Karlsbildnis am Westturm. Mit dem Karlskult unterschied sich die Propstei von der Abtei und überflügelte seit dem 13. Jahrhundert die einst mächtigeren Stiftsdamen.» [Widmer, 1976b, 16].

Karl wäre also von den Chorherren vom Grossmünster dazu benutzt worden, um die Macht der einflussreichen Stiftsdamen vom benachbarten Fraumünster zurückzubinden und damit sozusagen der «Weiberherrschaft» in der Stadt ein Ende zu bereiten. Im 13. Jh. galt nämlich die Fraumünsteräbtissin als Stadtherrin von Zürich [Eugster, 1995]. Die Existenz des erwähnten Karlsbildes am Grossmünster um 1250 ist höchst wahrscheinlich (wenn auch nicht absolut gesichert). Heute befindet sich auf der Limmatseite des Grossmünsters am dritten Geschoss des Karlsturmes unter reichem spätgotischem Masswerkbaldachin (1490/92) eine Sitzfigur Karls des Grossen. Dabei handelt es sich um eine Kopie aus dem Jahre 1935 von Otto Münch.

> «Das in der Krypta aufgestellte 'Original' dürfte eine ältere Kopie (um 1450–70) des verlorenen ersten Karlsbildes (wohl um 1220–30) sein.» [Gutscher, 1995, 8].

Die erhaltene und in der Krypta zu bewundernde Figur aus dem 15. Jh. mutet nicht nur wegen des Riesenschwertes reichlich naiv und dilettantisch an, sondern bietet auch sonst ästhetisch nicht viel. Sie beeindruckt im ersten Moment höchstens durch ihre beachtliche Grösse.

Mit dem Grossmünster soll nach einer lokalen Überlieferung von Anfang an eine Schule verbunden gewesen sein. Als deren legendärer Stifter gilt – man ahnt es – einmal mehr Karl [Gutscher, 1983, 22]. Sicher ist indessen nur,

> «dass die Stiftsschule 1169 bestand und dass seit 1225 am Münster ein Chorherr als 'Scholasticus' wirkte – noch vor dem Kantorenamt, das 1259 gegründet wurde.» [ebd., 22].

Wie hoch Karl der Grosse in Zürich bis zum Vorabend der Reformation im Kurs stand, wird aus einer Wappenscheibe aus dem Jahr 1519 ersichtlich, die ihn – dominant auf dem Throne sitzend – mit Schwert, Vollbart, Krone und Nimbus zeigt (siehe Abbildung bei Widmer [1977, 36]).

Schon am 1. Januar 1519 begann Huldrych Zwingli seine Tätigkeit als Prediger am Grossmünster [ebd., 38]. Er räumte mit dem blühenden Karlskult zwar bald ebenso auf wie mit demjenigen von Felix und Regula. Welchen Eindruck Karl aber selbst auf ihn gemacht haben musste, zeigt sich nicht nur in dem Umstand, dass sich die erwähnte Wappenscheibe sowie weitere Glasgemälde erhalten haben, sondern auch darin, dass seine neue obere Mittelschule am Grossmünster, die aus der so genannten Prophezei hervorging, nach Karl benannt wurde:

> «Diese – in Erinnerung an Karl den Grossen – als Carolinum bezeichnete Schule hat sich durch Jahrhunderte erhalten.» [ebd., 51].

Auch später lebte die Erinnerung an Karl munter weiter. Eine Glasscheibe aus dem Jahr 1556 zeigt ihn, wie er zusammen mit Hausmeier Pippin das Modell des Grossmünsters in den Händen hält.

Man wollte sogar genau gewusst haben, wo Karl, der legendäre Stifter des Grossmünsters, jeweils gewohnt hat, wenn er mit seinem Tross gerade in Zürich weilte: So hat sich eine Überlieferung erhalten, laut der das Amtshaus «Zum Loch» beim Grossmünster seine Absteige gewesen sein soll. Der heutige Bau enthält einen «überarbeitet erhaltenen spätromanischen Erdgeschosssockel aus der Zeit um 1220/30» [Schneider, 1995, 243], so dass auch hier offensichtlich wenig Handfestes aus der Karolingerzeit greifbar wird.

Erwähnt will hier sein, dass laut einem Minderheitsvotum nicht Karl der Grosse, sondern Karl III., «der Dicke», (Carolus crassus) das Grossmünster ziert, obwohl er «geistig und körperlich ein Schwächling» gewesen sein soll [Vogelsanger, 1994, 85 ff.].

Karl der Grosse selbst jedenfalls ist – nach allem, was man heute weiss, unabhängig davon, ob er nun existiert hat oder nicht und trotz der mit

ihm verbundenen Legenden – wohl kaum je in Zürich gewesen. Jedenfalls fehlen entsprechende Beweise. Trotzdem lebt sein Andenken auch heute in der Stadt weiter: Gleich neben dem Grossmünster befindet sich das Zentrum «Karl der Grosse» mit Cafeteria/Restaurant «Karli» und farbiger Karlsstatue über dem Eingang.

Wir schliessen mit Veit Valentin, der von Illigs Phantomzeitthese noch nichts ahnen konnte:

> «Manchmal hatte Karls des Grossen Geist merkwürdig in eine ferne Zukunft hinein gegriffen [...] In anderen Dingen hat Karl sich und den Nachfolgern die Arbeit sauer gemacht. Sein Leben und sein Werk sind ein Einzelfall, umleuchtet vom magischen Scheine des Genies. Es gibt Unternehmungen, die als Versuch grossartiger sind denn irgendeine denkbare Erfüllung». [Valentin, 1951, 223].

Fraumünster

Nicht weit vom Grossmünster, aber auf der gegenüberliegenden linken Seite der Limmat, befindet sich das Fraumünster. Was ist über seine Geschichte bekannt? Widmer [1976b, 23] ist der damalige Forschungsstand zu entnehmen:

> «Die Baugeschichte des Fraumünsters wurde sehr intensiv untersucht. Die fünf Stufen der Entwicklung geben nach E. Vogt folgende Phasen wieder: oben links die dreischiffige Basilika aus dem 9. Jahrhundert; oben rechts Erweiterung durch eine Aussenkrypta; eine dritte Periode (Mitte links) brachte innere Umbauten und eine seitliche Jakobskapelle; die vierte Bauperiode, vermutlich 1170 abgeschlossen, liess den Südturm entstehen, dem wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Nordturm folgte.»

Demgemäss wäre also im 9. Jh. eine dreischiffige Basilika errichtet worden. Worauf kann sich diese karolingerzeitliche Datierung stützen? Wie gut ist sie abgesichert? Bei der Kultstätte der Heiligen Felix und Regula und der bestehenden Klerikergemeinschaft (beim heutigen

Grossmünster) soll Ludwig der Deutsche 853 ein Frauenkloster gegründet haben (siehe oben). Von dieser ursprünglichen Anlage hat sich keine Spur erhalten. Der Nonnenkonvent wurde in «unbekannter Zeit, vermutlich noch im Lauf des 9. Jahrhunderts, vielleicht aber auch erst später» auf das linke Limmatufer an die Stelle des heutigen Fraumünsters verlegt [Kaiser, 1995, 159].

> «Das Fraumünsterkloster verdankte seine Entstehung dem verstärkten reichspolitischen Engagement Ludwigs des Deutschen an der Südwestgrenze des ihm im Vertrag von Verdun zugefallenen ostfränkischen Reiches. [...] 853 stattete er das Königskloster mit umfangreichem Besitz aus, verlieh ihm Immunität und stellte es unter die Leitung seiner Tochter Hildegard [...] Als Ausstattung überwies er dem Kloster den Hof (curtis) Zürich mit den dazugehörenden Besitzungen [...] Die Schenkungen der karolingischen Könige beruhten auf der Verwandtschaft der beiden Töchter Ludwigs, Hildegard (gest. 856) und Berta (gest. 877), die in der später legendenhaft verklärten Überlieferung als Gründeräbtissinnen (sorores fundatrices) galten.» [ebd., 160].

Gemäss unangefochtener Lehrmeinung diente

> «das Reichskloster St. Felix und Regula [...] im 9. Jahrhundert zur Ausstattung der Mitglieder des Königsgeschlechts, der königlichen Verwandten oder Getreuen.» [Kaiser, 1995, 160].

An harten Fakten ist gleichwohl nur sehr wenig bekannt:

> «Für den Nonnenkonvent wurde wohl gleich nach 853 auf dem linken Limmatufer an der Stelle des heutigen Fraumünsters mit dem Bau eines neuen Klosters begonnen. In der ersten Bauphase entstand eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und drei Apsiden. Dieser Bau soll unter Hildegard begonnen, unter Berta vollendet und von Bischof Gebhard von Konstanz 874 geweiht worden sein; *dieses Datum ist jedoch 'Ratperts Weihgedicht', einer spätmittelalterlichen oder gar frühneuzeitlichen Fälschung, entnommen, so dass an ihm nicht unumstösslich festzuhalten ist.*» [ebd., 160; Hvhg. J. S].

Man kann nun die Frage stellen: Hat sich von der angeblichen «Gründeräbtissin» Hildegard oder ihrem Umfeld irgend etwas erhalten? In der älteren Literatur ist nicht selten von einem so genannten «Schuh der Äbtissin» die Rede. Über diesen Schuh – er existiert tatsächlich – heisst es bei Eugster [1995, 227]:

> «Der Überlieferung zufolge soll es sich um den Schuh Hildegards (gest. 856), der ersten Äbtissin des Fraumünsters und Tochter Ludwigs des Deutschen handeln. Dieser Schuhtyp wurde aber erst rund 300 Jahre später von Äbten und Bischöfen getragen. Der vornehme liturgische Schuh unterschied sich mit seiner geschlossenen Form und dem mit Seide hinterfütterten Leder markant vom profanen Schuhwerk.»

Abgesehen einmal vom spärlichen archäologischen Befund auf dem Münsterhof, auf den wir gleich zurückkommen, sind dem Autor weitere Gegenstände bisher nicht bekannt geworden. Hätten die Schwestern nicht den Nachlass von Hildegard und Berta, ihren «Gründeräbtissinnen», in Ehren behalten und sorgsam gehütet? Hätten hier die Bilderstürmer der Reformation ganze Arbeit geleistet, obwohl doch gerade in Zürich die Entfernung von Bildern und dergleichen im Vergleich zu anderen Orten in geordneten Bahnen verlief? Gründlich scheint man in der Tat vorgegangen zu sein. Bullinger persönlich soll nämlich die angeblichen Gebeine von Hildegard und Berta ehrenvoll an einem unbekannten Ort vergraben haben, um einer möglichen Neubelebung des Kultes um die Gründeräbtissinnen (Hildegard wurde als Heilige verehrt) vorzubeugen [Vogelsanger, 1994, 69]. Oder aber sind Hildegard, Berta, Ludwig der Deutsche und die ganze karolingerzeitliche Gründungsgeschichte der Fraumünsterabtei gemäss Phantomzeittheorie als spätere Erfindungen zu betrachten? Nicht auszuschliessen bei einer phantomzeittheoretischen Deutung ist die Möglichkeit, dass man bei der Komposition teilweise auf heute verlorene Originalquellen der realen Gründungszeit des 6./7. = 9./10. Jh. zurückgegriffen haben könnte.

Doch wenden wir uns nun dem archäologischen Befund beim Fraumünster zu. Für Emil Vogt war klar, dass die dreischiffige Basilika aus dem 9. Jh. stammen musste. Auch Sigmund Widmer blieb aufgrund

des damaligen Forschungsstandes nichts anders übrig, als diese Ansicht in seiner Kulturgeschichte von Zürich zu übernehmen. Nur wenige Jahre nach Widmer wurden neue archäologische Untersuchungen durchgeführt. Die neuere Forschung drückt sich, abgestützt auf die daraus resultierenden Ergebnisse [Schneider et al., 1982], zurückhaltender aus:

> «Die Münsterhofgrabungen der Jahre 1977/78 haben für die Datierung des Baus der Fraumünsterkirche nur vage Anhaltspunkte geliefert, so einen Hinweis auf die Benutzung von Mörtelmischern, wie man sie auf dem Lindenhof fand und dort in Bezug zur karolingischen Pfalz brachte, und auf die Anlage eines Friedhofes beim Fraumünster, der ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts belegt wurde.» [Kaiser, 1995, 160].

Auf dem Uto-Kulm oberhalb von Zürich bürgen die nämlichen Mörtelmischwerke fürs 10. Jh. Demnach lassen die Mörtelmischer offenbar keine zwingenden Schlussfolgerungen über das absolute Alter zu. Bei den Grabungen wurden auch einige spärliche Überreste von zwei karolingischen Holzhäusern gefunden [Schneider, 1992]. Doch folgen wir weiter Kaiser [1995, 160], der aus dem Grabungsbefund folgendes ableitet:

> «Die Übersiedlung der Nonnen auf das linke Ufer kann im Laufe des 9. Jahrhunderts, aber auch zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt sein. Dass die erste Äbtissin Hildegard 856 in der rechtsufrigen Felix-und-Regula-Kirche, also im Grossmünster, bestattet wurde, spricht jedenfalls nicht für die Annahme, dass sich an der Stelle des heutigen Fraumünsters schon 853 eine Kirche und ein Friedhof befanden.»

Auch hier fehlen also gesicherte Erkenntnisse. Eine Übersiedlung beziehungsweise Neugründung des Nonnenkonvents an den beziehungsweise am heutigen Standort des Fraumünsters zu Beginn des 10. Jhs. scheint also keineswegs ausgeschlossen. Und dies stünde dann in bestem Einklang mit der Phantomzeitthese. Ob die archäologisch nachgewiesenen «karolingischen» Holzhäuser im Münsterhof dann ebenfalls ins 10. Jh. gehören oder vor der Phantomzeit anzusetzen wären, muss hier offen gelassen werden. Es steht aber fest, dass die

nachgewiesenen Siedlungsspuren zwischen der sehr langen Periode vom 6. bis ins 10. Jh. – und dies gilt nicht nur für die Umgebung des Fraumünsters, sondern für die ganze Stadt – äusserst dürftig sind. Es kann an dieser Stelle auch konstatiert werden, dass weder beim Fraumünster, beim Grossmünster, bei St. Peter, auf dem Lindenhof oder sonst irgendwo in Zürich auch nur eine einzige Inschrift aus der Zeit zwischen 614 und 911 erhalten geblieben ist.

Bei den Untersuchungen auf dem Münsterhof handelt es sich um die bisher grösste zusammenhängende Grabung im Stadtkern Zürichs [Schneider et al., 1982, 412]. Schauen wir daher noch etwas genauer auf das ausgegrabene Gräberfeld, da hier auch absolute Datierungen vorgenommen wurden. Falls die akzeptierte Chronologie richtig wäre und die eingesetzten absoluten Datierungsmethoden (C14, Dendrochronologie) grundsätzlich verlässlich sind, würde man erwarten, dass bei der Datierung des Gräberfeldes sinnvolle Ergebnisse resultieren sollten, die mit den stratigraphischen und archäologischen Befunden im Einklang stehen. Falls die akzeptierte Chronologie im Frühmittelalter jedoch gemäss Phantomzeitthese um ungefähr drei Jahrhunderte zu lang wäre und – damit zusammenhängend – die erwähnten Datierungsmethoden keine verlässlichen Absolutdaten für diese Zeit zu liefern vermögen, sind Schwierigkeiten und Widersprüche zu erwarten.

Die stratigraphische Untersuchung hatte ergeben, dass eine eingeschwemmte und später ausgetrocknete Schicht das Bauniveau der Abtei darstellt. Von dieser Schicht aus wurden auch die ersten Grabgruben ausgehoben, so dass die Anlage des Gräberfeldes offensichtlich mit dem Beginn des Fraumünsters in Verbindung steht [ebd., 152]. Um Ordnung in die rund 140 nachgewiesenen Gräber zu bringen, wurde von den Ausgräbern ein Kriterienkatalog zusammengestellt [ebd., 155 ff.]. Für jedes einzelne Grab wurden die verschiedenen Kriterien aus archäologischer und anthropologischer Sicht bestimmt. Jede Bestattung ist in einer Merkmalskolonne in einer Tabelle charakterisiert worden. Diese Kolonnen sind dann aufgrund der Häufung gleicher Merkmale in Gruppen von Bestattungen zusammengefasst worden. Es ergab sich dabei, dass allein mit den Kriterien Bestattungsart, Bestattungstiefe und Ostabweichung fünf Belegungsphasen zu charakterisieren sind.

Den Forschern gelang es zudem, neun absolute Daten für das Gräberfeld zu gewinnen [ebd., 164]. Die zwei dendrochronologischen Daten (Holzproben) und sieben C14-Daten (Holz- und Knochenproben) wurden an fünf Gräbern erhoben, deren zeitliche Abfolge aufgrund ihrer Zuordnung zu den fünf Phasen bekannt ist. Zwei dieser Gräber stehen zudem in gesicherter relativchronologischer Beziehung. Diese neun Daten standen jedoch «zum Teil in extremem Widerspruch» zu den archäologischen Befunden [ebd., 164]. Zu den C14-Daten aus Knochenproben ist von den Autoren angemerkt worden, dass sie nicht mit der Chronologie der Belegungsphasen übereinstimmen.

Die Daten zweier Gräber (Nrn. 36, 94) widersprachen ferner deren gesicherter Relativchronologie. Das Alter eines Grabes (Nr. 36) aus der ersten Belegungsphase I fiel mit 1270 Jahren rund 150 Jahre – und damit deutlich – älter aus, als der aus der Urkunde Ludwigs abgeleitete Terminus post quem (853 n. Chr.) erwarten liess. Nicht besser war es bei den C14-untersuchten Holzproben: Das absolute Alter eines Grabes (Nr. 94) aus der Belegungsphase IV widersprach allen übrigen Erkenntnissen, da es ebenfalls mehrere Jahrhunderte älter ausfiel als erwartet. Ausserdem lagen seine Mittelwerte für das Sargholz 553 Jahre vor denen für die Knochen. Bei Grab Nr. 106 (Belegungsphase III) lag die Datierung der Holzprobe dagegen 70 Jahre nach jener für die Knochenproben.

Die Ausgräber sahen sich deshalb gezwungen, eine Selektion der Daten vorzunehmen. Aufgrund methodischer Erwägungen setzten sie folgende Prioritäten, um eine in ihren Augen objektive Datenauswahl zu gewährleisten:

1. Priorität:	Historisch vermeintlich gesicherte Daten: Beginn der Belegungszeit um oder kurz nach 853 n. Chr. (abgeleitet aus der Urkunde Ludwigs des Deutschen)
2. Priorität:	Dendrochronologische Daten
3. Priorität:	C14-Daten aus Holzproben
4. Priorität:	C14-Daten aus Knochenproben

In einer Fussnote wird zwar darauf hingewiesen, dass die C14-Labors dendrochronologische Daten verwenden, um ihre Methoden zu eichen. Man vermisst jedoch den ebenfalls wichtigen Hinweis, dass umgekehrt die Dendrochronologen oft auf C14-Vordatierungen zurückgreifen müssen, um ihre schwimmenden Teilsequenzen verbinden und damit das gültige durchgehende Referenzmuster konstruieren zu können [Blöss/Niemitz, 1997]. Wie auch immer: Den genannten Prioritäten sowie weiteren, oben zum Teil genannten Überlegungen folgend, gelangten Schneider und Kollegen zu den absoluten Daten, die das Gräberfeld auf dem Münsterhof den fünf Belegungsphasen entsprechend zeitlich strukturieren sollen [vgl. Abb. 288 in Schneider et al., 164].

Zusammenfassend ist dort folgendes zu entnehmen:
1. Das Gräberfeld beginnt um 853 n. Chr.
2. Das Gräberfeld wird in der 1. Hälfte des 11. Jh. im ergrabenen Bereich aufgegeben.
3. Jede Phasendauer umfasst eine bis zwei Generationen.

Es wird jedoch offen eingeräumt, dass Widersprüche bestehen bleiben:

> «Offensichtlich eignen sich die Münsterhofproben aus uns unbekannten Gründen nicht für C14-Bestimmungen, da deren Daten nicht nur gegenüber archäologischen Befunden abweichen, sondern vor allem unter sich widersprüchlich sind. Wohl liegen sie in der Grössenordnung dort, wo man sie erwarten darf – im Früh- oder Hochmittelalter –, doch entstehen bei eingehender Betrachtung nicht wegzuinterpretierende Widersprüche.» [Schneider et al., 164].

Damit steht man datierungstechnisch gerade an dieser Schlüsselstelle für die Stadtgeschichte vor einem Scherbenhaufen. Die Ratlosigkeit kommt deutlich zum Ausdruck [ebd., 165]:

> «Auch eine von Archäologen gerne verwendete Methode – das Mitteln von verschiedenen Daten aus verschiedenen Labors von derselben Probe – führt bei uns zu keinem befriedigenden Ergebnis. Auch eine persönliche Aussprache mit den Verantwortlichen vom Physikalischen Institut der Universität Bern (Prof. Dr. H. Oeschger),

wo die Holz- und Knochenproben datiert worden sind, führte nicht weiter!»

Für uns ist hier von Bedeutung, dass die Datierung des Beginns des Gräberfeldes und damit der Beginn des Fraumünsters offensichtlich ganz an der Verlässlichkeit der Urkunde Ludwigs des Deutschen hängt.

Nicht verschwiegen werden dürfen neueste Befunde. Beim Fraumünster fand sich vor kurzem ein möglicherweise karolingischer Umfassungsgraben.

> «In der Kappelergasse wurde über eine Distanz von etwa zwanzig Metern ein Graben gefunden, der rund 1,2 Meter tief und zwei Meter breit erhalten war. Obwohl er ursprünglich noch etwas grösser gewesen sein könnte, zeigte sich aufgrund dieser bescheidenen Ausmasse, dass es sich nicht um eine eigentliche militärische Befestigung gehandelt haben kann. Trotzdem erinnert seine Gestalt – erkennbar war an einer Stelle deutlich die Form eines Spitzgrabens – an den Befestigungsgraben am Rennweg. Die Radiokarbon-Datierung von Holzkohle aus seiner Verfüllung wies ins 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr. und damit in eine sehr frühe Zeit. Es könnte sich um einen Teil der Umfriedung der seit 853 bestehenden Fraumünsterabtei gehandelt haben. Ein Umfassungsgraben, der wohl verbunden mit einem kleinen Wall und einem Zaun das eigentliche Klosterareal, die Klosterimmunität umgeben hat.» [Wild, 2004, 26].

Es ist offensichtlich, dass man auch hier mit erheblichen Datierungsproblemen zu kämpfen hat. Erstens streuen die C14-Daten der Holzkohleproben der Verfüllung sehr stark. Und zweitens passen Altersdaten, die ins 5. bis 8. Jh. weisen, eher schlecht zu einer Umfriedung des Fraumünsters, die um 853 entstanden sein soll und konsequenterweise wohl erst Jahrzehnte später wieder verfüllt worden sein dürfte. Dies gilt selbst dann noch, wenn man in Erwägung zieht, dass das Holz, aus der die Kohle entstand, natürlich früher gewachsen sein muss. Zudem wurde oben gezeigt, dass man sich heute keineswegs mehr einig ist, ob an der Stelle des heutigen Fraumünsters der Nonnenkonvent tatsächlich bereits im Jahre 853 angesiedelt war. Dies würde die Diskrepanz also noch verschärfen.

Anders sieht es aus im Lichte der Phantomzeitthese: Nehmen wir einmal an, dass man diese C14-Messungen, bei denen der Hinweis auf «kalibriert» fehlt, annähernd als verlässlich ansehen darf (was allerdings keineswegs sicher der Fall ist, denn nicht zu vernachlässigende Katastrophen haben ohne Zweifel auch nach der Zeitenwende stattgefunden, wobei sie sicher nicht mehr das Ausmass erreicht haben wie in der Bronzezeit), und rechnen wir mit einem Mittelwert von (450 + 750) / 2 = 600 Jahre n. Chr. Nach Abzug der 297 Illig'schen Phantomjahre indizieren die Messungen in Wirklichkeit ungefähr ein Alter der Proben von 2004 – 600 – 297 = 1107 Jahre vor der Gegenwart. Mit 2004 – 1107 = 897 würden die Daten also in Wirklichkeit in die Zeit um +600 weisen. Dies ist also nur 14 Jahre vor dem Zeitensprung 614//911. Der Autor vermutet, dass die Um- beziehungsweise Ansiedlung der Nonnen am linken Limmatufer tatsächlich erst irgendwann im frühen 10. Jh. stattgefunden hat. In dieser Zeit wäre auch der neu entdeckte Umfassungsgraben gebaut worden, der dann einige Jahrzehnte später wieder verfüllt wurde. Wie bereits erwähnt, muss das Holz, aus dem die Kohle entstand, vor der Verfüllung des Grabens gewachsen sein. Zu denken wäre dabei zuerst wohl am ehesten an wenige Jahrzehnte, wobei auf der anderen Seite natürlich nicht ausgeschlossen werden kann, dass es sich beispielsweise um altes Eichenholz handelt (dem Bericht waren diesbezüglich keine näheren Angaben zu entnehmen). Wenn man noch berücksichtigt, dass die C14-Daten nicht sehr genau sind und stark streuen, scheinen sie diesem Szenario mindestens nicht zu widersprechen. Immerhin aber dürfte deutlich geworden sein, dass die Aussagekraft dieser C14-Daten begrenzt ist und unterschiedliche Deutungen zulässt.

Wasserkirche

Gleich unterhalb des Grossmünsters, direkt am rechten Limmatufer, befindet sich die Wasserkirche.

> «Halten wir uns an die bestehenden Urkunden, so ist die 'Capella Turicensis, que dicitur aquatica volgariter Wazzerkilche' (1256), erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Jedoch ordnen sowohl die Tradition wie die archäologischen Grabungen der Was-

serkirche ein erheblich höheres Alter zu. Nach der Legende sollen Felix und Regula hier auf einer Insel in der Limmat von den Häschern erreicht worden sein. [...] Es spricht deshalb recht viel für die Vermutung, es sei hier spätestens in karolingischer Zeit eine Kapelle errichtet worden. Der Befund archäologischer Untersuchungen reicht jedoch nicht so weit zurück. Die von E. Vogt und H. Herter durchgeführten Grabungen lassen einen ersten romanischen Kirchenbau aus der Zeit um 1000 vermuten.» [Widmer, 1976b, 26 ff.].

Zu diesem heisst es in einer aktuellen Publikation [Schneider/Nievergelt, 2003, 4 ff.]:

«Der durch Ausgrabungen ermittelte älteste Baubefund auf der einstigen Flussinsel weist in die Zeit um 1000. Emil Vogt hat 1940 die Fundamente einer dreischiffigen, Nord-Süd gerichteten Anlage mit rundem Chorabschluss (sic!) und interessanter Unterkirche freigelegt. [...] Der gut 21 Meter lange und etwa 9 m breite 'Urbau' ist als doppelgeschossige Anlage von einer solchen Kompliziertheit, dass sie wohl kaum ohne bauliche Vorstufe denkbar ist. Zudem wird in der Unterkirche, über dem plattigen Findling, der lange Zeit als die Stelle der Hinrichtung verehrt worden war, mit der kleinen südlichen Pfeilerstellung ein Raum ausgebildet, welcher durchaus älter sein könnte.»

Damit gibt auch die Wasserkirche für die Karolingerzeit in Zürich an harten archäologischen Belegen nichts her.

Gab es eine karolingische Pfalz auf dem Lindenhof in Zürich?

Neben der bereits besprochenen Situation der wichtigsten Kirchen (Gross- und Fraumünster sowie Sankt Peter) ist für das frühmittelalterliche Zürich ohne Zweifel der Befund an einem Ort am zentralsten und aufschlussreichsten, der zu den bedeutendsten archäologischen Fundstellen der Schweiz zählt: Es geht um den Lindenhof. Hier soll in römischer Zeit ein Kastell, in karolingischer und ottonischer Zeit eine

Pfalz gestanden haben. Ein allgemeiner Zerstörungshorizont am Ende der Römerzeit fehlt. Christoph Pfister [1999] wies darauf hin, dass sich auf dem Lindenhof in Zürich das römische Kastell, das bis weit ins Hochmittelalter hinein weiterbenutzt worden sein soll, die karolingische und die ottonische Pfalz gegenseitig in die Quere kommen (ihm können wir ansonsten jedoch nicht überall folgen).

Sowohl das spätrömische Kastell als auch die ottonisch-salische Pfalz sind unbestritten. Wie steht es aber mit der karolingischen Pfalz? Zürich ist für die Karolingerforschung übrigens von nicht ganz zu vernachlässigender Bedeutung. In Bindings Standardwerk über deutsche Königspfalzen aus dem Jahr 1996 werden nämlich von den zahlreichen in den Quellen erwähnten Pfalzen lediglich 7 (darunter Zürich) mit «mutmasslich karolingischen Resten» genannt [Illig, 2001, 210].

> «In karolingischer Zeit wurde an der Ostseite des Lindenhofes ein Grossbau mit einem Saal von 14 x 30 Metern Ausmass und mit nördlich daran anschliessenden Wohnräumen errichtet, die teilweise über dem Grundriss des Nordost-Eckturms des Kastells standen.» [Kaiser, 1995; 154].

Welche Belege gibt es dafür? Worauf stützt sich die karolingische Datierung? Wir folgen weiter Kaiser [1995, 154] und können dort entnehmen:

> «Die Datierung der 'karolingischen Pfalz' gründet im wesentlichen auf einem historischen Argument: dem verstärkten Engagement der ostfränkischen Karolinger in Zürich durch Ludwig den Deutschen. Die Antwort auf die Frage, ob die karolingische Pfalz befestigt oder unbefestigt war, das spätrömische Kastell also weiterhin seine fortifikatorische Funktion erfüllte oder nicht, hängt von der Deutung der zeitgenössischen Benennungen ab, die für die Pfalz auf dem Lindenhof, aber auch für die Siedlung 'Zürich' benutzt wurden. Die eindeutigen Belege – palatium, aula, imperiale palatium, palatium regis – stammen erst aus der Mitte des 11. Jahrhunderts; sie beziehen sich daher auf die zweite, die sogenannte 'ottonische' Pfalz. Bis zur späten Ottonenzeit wurden für die Pfalz und für die Siedlung Zürich unterschiedliche topographische Bezeichnungen verwendet: castellum, castrum, civitas, locus, vicus, villa.»

Reinhold Kaiser drückt sich vorsichtig aus (karolingische Pfalz in Anführungszeichen!). Er hat sich [1996] zur Frage der Pfalz in Zürich ausführlich in einer Publikation geäussert. Wir halten uns hier weiter an seine Darstellung in der Geschichte des Kantons Zürich [Kaiser, 1995, 154]:

> «Die in der Region entstandenen erzählenden Quellen erwähnen früher als die urkundlichen das castrum beziehungsweise castellum Zürich. Der Ort 'Zürich' galt bei den Autoren um 800 als castrum, das örtlich genau festzulegen war, denn es konnte als Ausgangspunkt für eine Entfernungsangabe benutzt werden; castrum war also nicht nur ein Titel – Glanz vergangener Tage –, sondern ein topographisches Faktum für 'Zürich' in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts – und dieses castrum kann kein anderes gewesen sein als das spätrömische.»

Mit diesen erzählenden Quellen sind wohl Heiligenlegenden gemeint, vor allem die Passio von Felix und Regula (siehe oben). Dort heisst es nach Etter et al. [1988, 11] an einer Stelle am Anfang, in der beschrieben ist, wie Felix und Regula an die Limmat kamen: «ad capud laci et fluuii Lindimaci, qui iuxta castrum Torico est, peruenerunt.» Die erste urkundliche Erwähnung von Zürich stammt – wie könnte es anders sein – aus St. Gallen [Kaiser, 1995; 154]:

> «Die Bezeichnungen Zürichs in den Urkunden setzen mit einer Urkunde von 806/07/09/10, April 27, für das Kloster St. Gallen ein: sie wurde ausgestellt in vico publico Turigo [...] Im strikten Wortsinn bedeutet das: nicht im castrum/castellum, sondern im Bereich der alten suburbanen vicus-Siedlung, und dieser Bereich war publius, das heisst in königlichem Besitz, Teil des Fiskus, des Staatsbesitzes, genauso wie auch das castrum/castellum in königlichem Besitz gewesen war. Beide jedenfalls, Kastell und Vicus, gehörten zum Turigi fisco, der um 760 gebildet worden war.»

Auf die Frage der Verlässlichkeit dieser ersten St. Galler Urkunde (und weiterer Urkunden) kann hier nicht eingegangen werden. Weiter heisst es [ebd., 154]:

«Die zeitlich nächsten Belege für das castrum beziehungsweise den vicus Zürich beziehen sich alle auf die Lokalisierung des Fraumünsters und stammen alle aus einer Zeit, für welche die Existenz der karolingischen Pfalz auf dem Lindenhof vorausgesetzt wird, das heisst aus der Zeit Ludwigs des Deutschen und seiner Nachfolger. Mehr als ein Jahrhundert nach der erstmaligen Benennung der beiden Siedlungspole castrum/castellum und vicus taucht eine weitere Bezeichnung für 'Zürich' auf: civitas, und zwar im Grossmünster-Rotulus aus dem 10. Jahrhundert, in dem die civitas immer im Zusammenhang mit öffentlichen Gerichtsverhandlungen erwähnt wird. Für die Rotulus-Schreiber lag der Gerichtshof in Zürich in scena Turicine civitas beziehungsweise in civitate Turegia/Turicina.»

Der Rotulus wird also, wie Kaiser ausdrücklich sagt und wie es oben bereits erwähnt wurde, ins 10. Jh. datiert. Die unsicheren Anfänge des Fraumünsters wurden oben abgehandelt. Es existieren Schriftquellen, die die Gründung dieses Nonnenkonvents durch Ludwig den Deutschen belegen. Demgemäss habe Ludwig diesem Reichskloster die Immunität verliehen, es mit grosszügigen Besitzausstattungen versehen und die Leitung seiner Tochter Hildegard übertragen. Es bliebe zukünftig aber noch abzuklären, ob es konkrete Hinweise dafür gibt, dass diese Schriftquellen gefälscht sein könnten.

Festgehalten werden kann jedoch: Es gibt keine einzige Schriftquelle, die für die fragliche Karolingerzeit einen Königsbesuch in Zürich oder die Pfalz selbst erwähnt [Balmer et al., 2004, 11]. Und bei der eigentlichen Schlüsselrolle, die der bereits wiederholt erwähnte Ludwig der Deutsche für die Geschichte Zürichs spielt [Vogelsanger 1994], ist naheliegenderweise auch auf Illig [2001, 210 ff.] zu verweisen, der bereits darauf hingewiesen hat, dass die Reste der bedeutendsten südostdeutschen Pfalz – Regensburg – archäologisch bisher nicht nachgewiesen worden sind! Und Regensburg war ausgerechnet das übliche Hauptquartier – und damit das Zentrum – des ostfränkischen Reichs Ludwigs [Vogelsanger 1994, 52].

Wie steht es nun mit dem archäologischen Befund auf dem Lindenhof? Gefunden wurde ein Pilasterkapitell. Es ist bei Kaiser [1995, 154] mit folgendem Kommentar abgebildet:

«Mit Rillen verziertes Pilasterkapitell der karolingischen Pfalz (?), wiederverwendet beim ottonisch-salischen Bau. Die Datierung der karolingischen Pfalz ist nur schwach begründet, zum einen durch den allgemeinen Hinweis auf die (Neu-)Gründung des Fraumünsters in Zürich durch Ludwig den Deutschen (853), zum anderen durch die Wiederverwendung des abgebildeten Architekturteils im Nachfolgebau der karolingischen Pfalz. Das wenig charakteristische Kapitell wurde von Emil Vogt mit Hinweis auf weitere Parallelen ganz allgemein in die karolingische Zeit datiert.»

Bei Kaiser [1995, 153] ist eine Planskizze des Castrum und der Pfalz auf dem Lindenhof wiedergegeben, auf dem sowohl der Grabungsbefund als auch die daraus abgeleitete Rekonstruktion dargestellt ist. Vom aufgehenden Mauerwerk oder sonstiger oberirdischer Bausubstanz des «karolingischen» Pfalzgebäudes ist – abgesehen von spärlichen Überresten der Grundmauern im nördlichen Teil der Anlage und dem erwähnten Kapitell – nichts erhalten. In der Skizze sind diese wenigen Spuren gegenüber der Rekonstruktion farblich herausgehoben und werden als «mutmasslich karolingische Pfalz und Mörtelmischwerke, 9. Jahrhundert» bezeichnet. Kaiser scheint offenbar zu erkennen, dass es Probleme gibt, den archäologischen Befund und die schriftliche Überlieferung in zufriedenstellender Weise in Übereinstimmung zu bringen.

Die ausgegrabenen Überreste des ottonisch-salischen Gebäudes scheinen vergleichsweise wesentlich besser erhalten geblieben zu sein. Der Grundriss unterscheidet sich von demjenigen des älteren Gebäudes. Für das spätrömische Kastell, welches das karolingische und ottonische Pfalzgebäude umgibt, wurde in der bei Kaiser dargestellten Rekonstruktion keine Unterscheidung gemacht zwischen dem Grabungsbefund und den rekonstruierten Teilen, so dass daraus für die Kastellmauern nicht auf allfällige karolingische Bausubstanz geschlossen werden kann. Die Umrisslinien des Kastells seien auch für die Bauphasen der späteren Jahrhunderte beibehalten worden. Es scheint aber völlig unklar, wie weit das eigentliche Kastell zur Zeit der vermuteten karolingischen Pfalz und auch der nachfolgenden ottonischen Pfalz noch intakt war oder zu dieser Zeit erneuert wurde.

In der neuesten Forschung werden die Fragen zur karolingischen Pfalz nun zunehmend lauter gestellt.

> «Die von ihm [E. Vogt; J. S.] vorgelegte Rekonstruktion umfasst ein lang gestrecktes Hauptgebäude mit winkelförmigem Grundriss und einen kleinteiligen Wirtschaftskomplex. Da das Hauptgebäude bei der Errichtung des Nachfolgebaus als Steinbruch ausgebeutet worden war, blieben nur wenige, vor allem im nördlichen Bereich gelegene Mauerreste erhalten, während für die Existenz des lang gezogenen Südtraktes lediglich mit Mörtelschutt verfüllte, partiell gefasste Mauernegative beigebracht werden konnten. Die Rekonstruktion des Gebäudes, das mit einer Länge von über 42 m zu den grössten karolingischen Pfalzen zählen würde, blieb denn auch nicht unumstritten. Grundsätzliche Kritik wurde auch von historischer Seite laut, da im fraglichen Zeitraum keine einzige Schriftquelle einen Königsbesuch in Zürich oder die Pfalz selbst erwähnt, auch wenn mit der Gründung der Fraumünsterabtei ein wichtiges Engagement des Königshauses am Ort fassbar wird. Vom archäologischen Befund her unbestreitbar sind die genannten Mauerreste im nördlichen Teil der Anlage, die in der Abfolge der wichtigsten Phasen zwischen den spätrömischen und den hochmittelalterlichen Bauteilen einzuordnen sind. Unklarheiten betreffen den gesamten Grundriss. Ein karolingisches Pfeilerkapitell [gemeint ist das oben erwähnte Kapitell; J. S.], in der zweiten Pfalz als Spolie verbaut, ist als positives Indiz für die Existenz einer Pfalz *des späten 8.–10. Jh.* zu werten; sein originaler Standort bleibt indessen unbekannt.» [Balmer et al. 2004, 22; Hvhb. J. S.].

Noch ein Wort zur Frage der Befestigung. Widmer [1976a, 90] bemerkte in einer Fussnote erstaunt, dass der damals zuständige Archäologe Emil Vogt bei seinen Grabungen auf dem Lindenhof für die karolingische wie für die ottonische Pfalz keinerlei Befestigungen gefunden haben wollte. Das stünde laut Widmer in Widerspruch zu der herkömmlichen Auffassung von C. Haase über die Entwicklung der Stadt, wonach das spätrömische Kastell auf dem Lindenhof weiter benutzt und befestigt wurde und den Kern der frühmittelalterlichen Siedlung bildete, die sich dann zur hochmittelalterlichen Stadt entwickelte. Es sei aber

«ganz unwahrscheinlich, dass die Pfalz auf dem Lindenhof im 10. Jahrhundert, das heisst zum Beispiel in der Zeit der Ungarneinfälle, unbefestigt gewesen sein könnte».

Widmer könnte nun mindestens teilweise recht bekommen haben. In der Tat sind nach neuesten Untersuchungen frühere Stadtbefestigungen gefunden worden [Wild, 2004]. Beim Neubau der Zentralbibliothek stiess man 1990 neben der bekannten spätmittelalterlichen Stadtmauer des 13. Jhs. auf Spuren, die als Überreste der älteren Stadtbefestigung «wohl des späteren 11. oder 12. Jahrhunderts» gedeutet werden. Auch am Rennweg in der Nähe des Lindenhofs hat man erste Spuren einer älteren Befestigung entdeckt. An der weitgehenden Fundleere der Karolingerzeit auf dem Lindenhof und anderswo in Zürich ändert das jedoch nichts.

Beim Lindenhof bleibt aber aufgrund des archäologischen Befunds eine Tatsache bestehen: Vor dem ottonisch-salischen Pfalzgebäude des 10./11. Jhs. (mit Ausbau im 11. und 12. Jh.) hat es offenbar einen Vorgängerbau gegeben. So spärlich die Überreste auch sein mögen, so ist es doch nachvollziehbar, dass man daraus den oben erwähnten «Grossbau mit einem Saal von 14 x 30 Metern Ausmass und mit nördlich daran anschliessenden Wohnräumen» rekonstruiert hat. Es muss hingegen auch deutlich darauf hingewiesen werden, dass sich gemäss Planskizze die Überreste des mutmasslich karolingischen Gebäudes hauptsächlich auf die Wohnbauten im nördlichen Teil beschränken, während die Spuren des eigentlichen grossen Saales doch ausserordentlich spärlich sind.

Wie auch immer: Es könnte sich bei diesem Gebäude tatsächlich um die karolingische Pfalz gehandelt haben. Dieser Schluss ist aber keineswegs zwingend, wie oben gezeigt wurde. Eine andere Deutung ist aufgrund des archäologischen Befundes ohne weiteres möglich. Ob das Gebäude vor dem hier referierten Hintergrund ins frühe 10. Jh. gerückt werden könnte – etwa in die Zeit der berühmten Herzogin Reginlinde – bleibt durch den zuständigen Fachverstand genauer abzuklären, scheint aber nicht ausgeschlossen.

Der frühmittelalterliche Bestand des Schweizerischen Landesmuseums

Blicken wir zum Abschluss und Ausblick noch kurz über Zürich hinaus. Im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich werden dem Besucher gegenwärtig folgende Gegenstände aus der fraglichen Zeit des frühen Mittelalters [vgl. Illig, 2001; Illig/Anwander, 2002] präsentiert:

- Abgelöste Wandmalereien von der Ostwand der Klosterkirche St. Johann in Müstair (Kanton Graubünden); oberh. des in got. Zeit eingezogenen Deckengewölbes); datiert um 800; Titel: Die Wiederkunft Christi wird von Osten her erwartet.
- 1 Denar von Karl dem Grossen, vor 794 datiert, soll von der Münzstätte Castel Aseprio stammen, Fundstück aus Grono (GR); zeigt auf einer Seite das Monogramm, auf der anderen Seite KAROLUS.
- 1 Denar von Ludwig dem Frommen (gefunden in Chur), AG 19ZB Sch. 129
- 1 Denar von Ludwig dem Frommen (Denar mit Brustbild). Aus Dorestad ZB 1926/30.
- Je ein Denar von Ludwig dem Kind (899–911) aus Zürich bzw. Konstanz.
- 2 Elfenbeintäfelchen aus Rheinau.

Die Sammlung ist für die Karolingerzeit offensichtlich äusserst spärlich bestückt. Nachdem – ausser dem einen, Ludwig dem Kind zugeschriebenen Denar – kein Fund aus Zürich dabei ist, verzichten wir an dieser Stelle auf eine Besprechung. Aus der Zeit von 614 bis 800 kommen dazu noch einige Gräber und Beigaben aus Gräbern, die in einer anderen Halle gezeigt werden. Diese letzteren Gegenstände aus der Zeit vor 800 – es handelt sich fast ausschliesslich um Grabbeigaben – fallen fast ohne Ausnahme in die Merowingerzeit, sind aber oft ungenau datiert. Sie können hier nicht abgehandelt werden [vgl. Rey et al., 2000], finden jedoch in ein bis zwei Vitrinen Platz. Das ist dann aber alles. Und für ein Landesmuseum überraschend wenig! Mehr hat man scheinbar – die Magazinbestände sind von mir ungeprüft – nicht vorzuzeigen. Wenn man in Kenntnis der Phantomzeitthese durch die Hallen des Museums schreitet, fällt natürlich sofort auf, dass sowohl aus dem Hoch- und Spätmittelalter als auch aus der Römerzeit (und

Spätantike) wesentlich mehr Material ausgestellt ist. Es muss aber doch klar betont werden, dass es selbstverständlich viele weitere Zeugnisse aus dem Gebiet der heutigen Schweiz gibt, die von der herrschenden Lehre in die Illig'sche Phantomzeit datiert werden (für einen aktuelleren Überblick über das Frühmittelalter in der Schweiz vgl. Furger et al. [1996]).

Abb. 1:
Romanisches Pfeilerrelief im Grossmünster mit Darstellung der Auffindung der Gräber von Felix und Regula durch den jagenden Kaiser Karl den Grossen
Reproduktion in «Daniel Glutsch: Das Grossmünster in Zürich»
1983 Bern, Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Abb. 2:
Karl der Grosse nach einem Siegelbild der Probstei zum Grossmünster
Bronzetür am Südportal des Grossmünsters,
geschaffen von Otto Münch 1935–1939
Foto Winizki

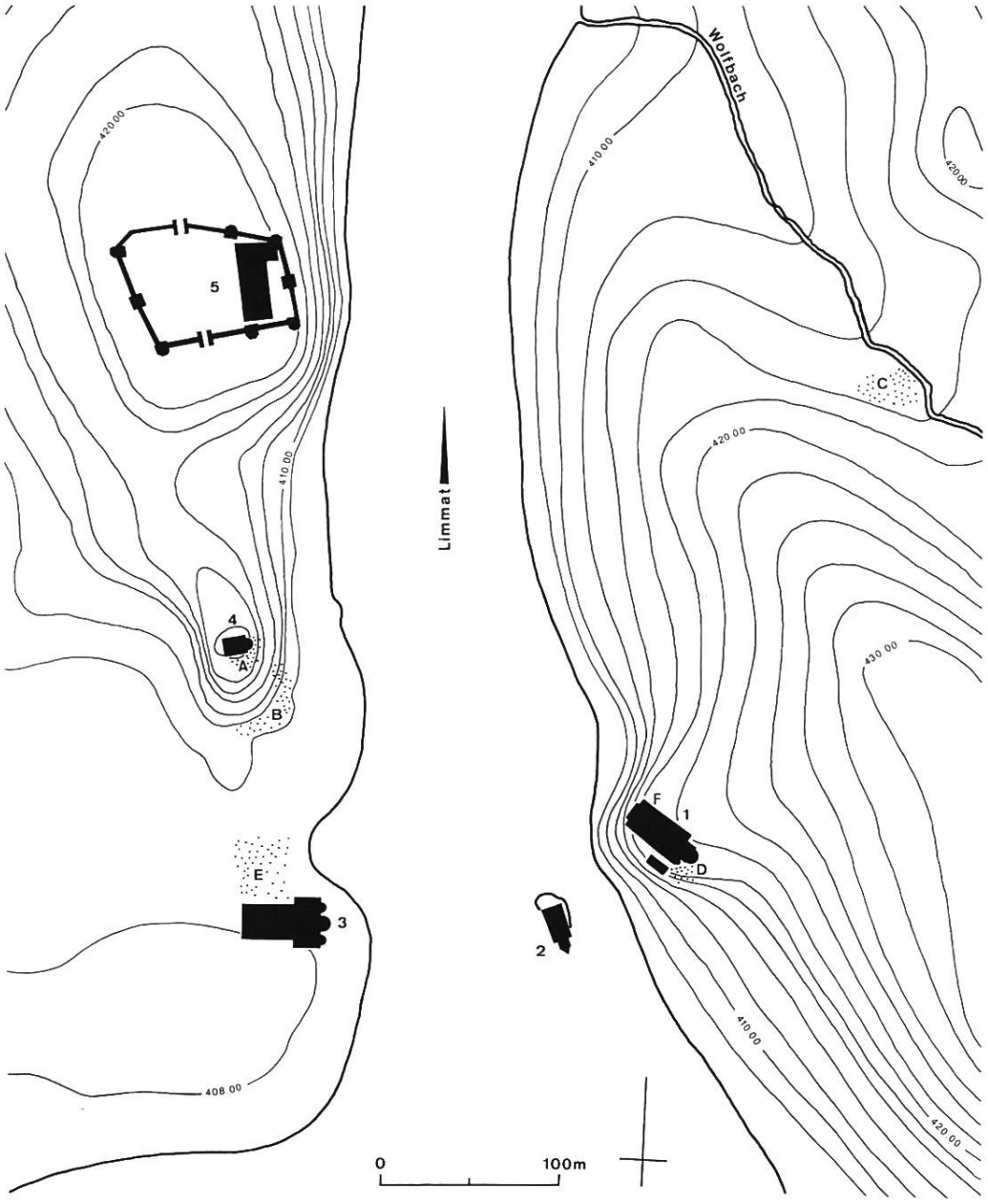

Abb. 3:
Topographie der Stadt Zürich. Die markanten Erhebungen sind seit dem ausgehenden Frühmittelalter – mit Ausnahme des Kastells, das zur Pfalz wird – von Kirchen besetzt. Die südliche Stadtsilhouette ist die einer Kirchenstadt.
1) Grossmünster, 2) Wasserkirche, 3) Fraumünster, 4) St. Peter, 5) Lindenhof mit Pfalz. Gräberfelder und Friedhöfe: A) St. Peter. B) Storchengasse (am Fuß des St.-Peter-Hügels, C) Spiegelgasse/Neumarkt, D) Grossmünsterplatz, E) Münsterhof, F) Zwingliplatz [aus Gutscher, 1983, 11].

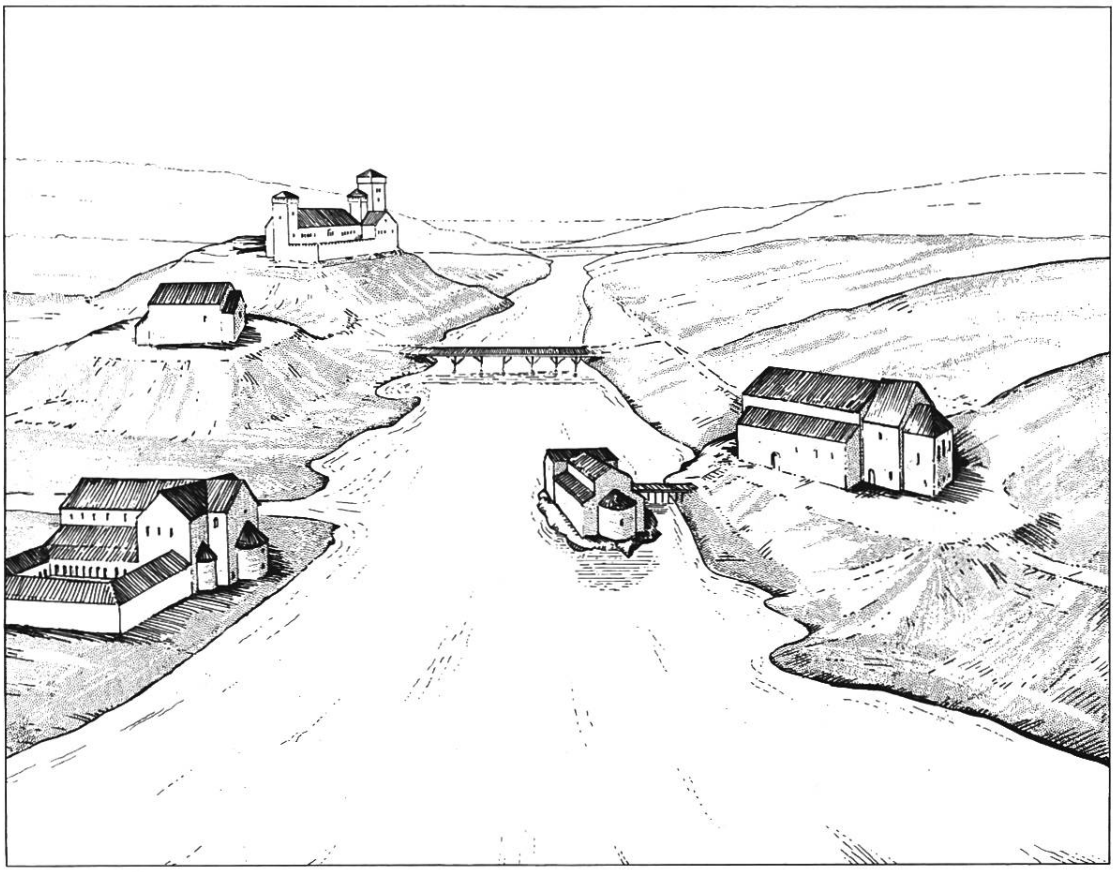

Abb. 4:
Zürich um 1100 (Rekonstruktion):
Am linken Ufer der Limmat erkennt man die Pfalzburg auf dem Lindenhof, St. Peter und Fraumünster, am rechten Limmatufer das Grossmünster und auf dem Inselchen die Wasserkirche; aus Schneider und Hanser [1988, 54].

Abb. 5:
Letzte Altartafel aus einem achtteiligen Zyklus
zur Legende von Felix und Regula
Darstellung der Öffnung des Grabes von Felix, Regula und Exuperantius
in Anwesenheit von Karl dem Grossen
Original im Christlichen Museum Esztergom, Ungarn
Reproduktion in «Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula»
1988 Hochbauamt der Stadt Zürich, Büro für Archäologie

Fazit und Schlussfolgerungen

Die Phantomzeitthese von Heribert Illig dürfte sich in Zürich nur schwer widerlegen lassen. Ist es auf der Zürcher Landschaft und angrenzenden Gebieten anders? Eine Schrift, die sich mit dieser Frage auseinandersetzt, ist in Vorbereitung [Spillmann, in prep.]. Weitere, tiefgreifendere Untersuchungen durch andere Autoren sind notwendig. Eines jedoch steht bereits fest: Die von Illig aufgeworfenen Fragen sind berechtigt und viele seiner Argumente stichhaltig. Eine Revision der akzeptierten Chronologie des Frühmittelalters und damit des heutigen Geschichtsbildes dieser Zeit ist unausweichlich geworden. Die Historiker, Archäologen und Naturwissenschaftler auf dem Platz Zürich und in der übrigen Schweiz sollten es zur Kenntnis nehmen. Angesprochen fühlen sollten sich insbesondere auch die Datierungsspezialisten (Dendrochronologie und C14) an den Zürcher Hochschulen einerseits und in Stadt- und Kantonsarchäologie andererseits. Der Autor nimmt weiterführende Hinweise und konstruktive Kritik gerne entgegen.

Referenzen

Balmer, M., Motschi, A. und Wild, D., 2004, Archäologie auf dem Lindenhof: as. Archäologie der Schweiz, v. 27.2.2004–1. p. 16–25

Blöss, C. und Niemitz, H.-U., 1997, C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können: Gräfelfing, Mantis Verlag, 462 p.

Etter, H. F., Baur, U., Hanser, J. und Schneider, J. E., 1988, Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula. Legenden, Reliquien, Geschichte und ihre Botschaft im Licht der modernen Forschung: Egg, Fotorar AG, p. 138.

Eugster, E., 1995, Klöster und Kirchen, in S. N. K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Werd-Verlag, Zürich, p. 209–240. Furger, A., Jäggi, C., Martin, M. und Windler, R., 1996, Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter: Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts: Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 231 p.

Gubler, H.M., 1999, Klosterkirche Rheinau; Schweizerische Kunstführer GSK; 4., ergänzte Auflage, 1999 (1. Aufl. 1978); Egg, Fotorar AG, 35 p.

Gutscher, D., 1983, Das Grossmünster in Zürich. Eine baugeschichtliche Monographie; Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz, Bd. 5; Stäfa, Th. Gut & Co. Verlag, 253 p.

Gutscher, D., 1995, Das Grossmünster; Schweizerische Kunstführer, Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte: Bern, Stämpfli + Cie AG, 19 p.

Illig, H., 2001, Das erfundene Mittelalter. Hat Karl der Grosse je gelebt? Die grösste Zeitfälschung der Geschichte., Econ Taschenbücher bei Ullstein, 453 p.

Illig, H./Anwander, G., 2002, Bayern und die Phantomzeit: Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie. I, II: Gräfelfing, Mantis Verlag, 957 p.

Kaiser, R., 1995, Vom Früh- zum Hochmittelalter, in S. N. K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, p. 130–171.

Kaiser, R., 1996, Castrum und Pfalz in Zürich: Ein Widerstreit des archäologischen Befundes und der schriftlichen Überlieferung?, in Frenske, L., ed., Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe. Deutsche Königspfalzen. Bd. 4 Veröff. des Max-Planck-Inst. für Gesch. 11/4: Göttingen, p. 84–109.

Kindhauser, E., 2001, Fantômas Karl, Weltwoche: Zürich, p. 2; 4. 1. 2001.

Kläui, P., 1954, Von der Ausbreitung des Christentums zwischen Untersee und oberem Zürichsee im 7. Jahrhundert: Zürich

Pfister, C., 1999, Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik an der überlieferten Chronologie und Versuch einer Neubestimmung: Zeitensprünge, v. 11 (1), p. 139–166.

Rey, T., Amrein, H., Treichler, H. (Redaktion) et al., 2000, Vergangenheit im Boden vom Anfang bis 800. Begleitheft zur archäologischen Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich: Zürich, Verlag Karl Schwegler AG, 250 p.

Schneider, J. E., 1992, Zürich, in Die Stadt um 1300. Stadtarchäologie in Baden-Württemberg und in der Nordostschweiz. Ausstell.kat. Zürich u. Stuttgart, p. 69–91.

Schneider, J. E., 1995, Städtegründungen und Stadtentwicklung, in S.N.K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, Werd Verlag, p. 241–268. Schneider, J. E., Gutscher, D., Etter, H., und Hanser, J., 1982, Der Münsterhof in Zürich. Bericht über die vom städtischen Büro für

Archäologie durchgeführten Stadtkernforschungen 1977/78, Teile I und II: Olten, 418 p.

Schneider, J. E. und Hanser, J., 1988, Archäologie und Baugeschichte, in Etter, H. F., Baur, U., Hanser, J., und Schneider, J. E., eds., Die Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula. Legenden, Reliquien, Geschichte und ihre Botschaft im Licht der modernen Forschung: Egg, Fotorar AG, p. 47–62.

Schneider, J. E. und Nievergelt, D., 2003, Wasserkirche und Helmhaus in Zürich: Schweizerische Kunstführer, hrsg. v. d. Gesellsch. für Schweizer. Kunstgesch., Bern; 2. unveränderte Aufl. (1. Aufl. 1988), 35 p.

Speich, K. und Schläpfer, H. R., 1978, Kirchen und Klöster in der Schweiz: Zürich, Ex Libris, 344 p.

Spillmann, J. H., i. V., Beiträge zur Phantomzeittheorie: Ein Blick auf das südliche Alemannien mit besonderer Berücksichtigung des oberen Zürichseegebietes und der Zürcher Landschaft; unpubl. Manuskript in Vorb.

Valentin, V., 1951, Weltgeschichte bis zu den Religionskriegen. Völker Männer Ideen. 1. Band: Köln, Berlin, Kiepenheuer und Witsch Verlag, 543 p.

Verhulst, A. E., 2002, The Carolingian Economy: Cambridge, Cambridge University Press, 160 p.

Vogelsanger, P., 1994, Zürich und sein Fraumünster. Eine elfhundertjährige Geschichte (853–1956): Zürich, Verlag NZZ, 534 p.

Widmer, S., 1976a, Zürich – eine Kulturgeschichte: Band 2. Mönch und Ritter: Zürich München, Artemis Verlag, 95 p.

Widmer, S., 1976b, Zürich – eine Kulturgeschichte: Band 3. Arme Schwestern – adlige Herren: Zürich, Artemis Verlag, 98 p.

Widmer, S. 1977, Zürich – eine Kulturgeschichte: Band 5. Fromme Ketzer: Zürich & München, Artemis Verlag, 104 p.

Wild, D., 2004, Stadtmauern. Ein neues Bild der Stadtbefestigungen Zürichs: Zürich, 56 p.

Windler, R., 1995, Von der Spätantike zum Frühmittelalter, in S. N. K., ed., Geschichte des Kantons Zürich. Band 1 (Frühzeit bis Spätmittelalter): Zürich, Werd Verlag, p. 109–129.

Windler, R., 1996, Land und Leute – zur Geschichte der Besiedlung und Bevölkerung, in Furger, A., ed., Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter: Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts: Zürich, Verlag NZZ, p. 127–173.

Ziegler, P., 2001, Besiedlungs- und Nutzungsgeschichte bis zur Industrialisierung, in Nievergelt, B., und Wildermuth, H., eds., Eine Landschaft und ihr Leben: das Zürcher Oberland: Vom Tierhag zum Volkiland, Volume 30: Zürcher Hochschulforum: Zürich, vdf, Hochsch.-Verl. an der ETH, p. 66–92.

Zürcher, A., Eberschweiler, B., Gubler, B.A., et. al., eds., 1993, Eine Ahnung von den Ahnen – Archäologische Entdeckungsreise ins Zürcher Oberland: Wetzikon, Buchverlag Druckerei, 192 p.

Verdankungen

Der Verfasser dankt Herrn Prof. Dr. Albino Behrens für einige wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung des Textes, Herrn Dr. Bruno Schmid für die Erlaubnis für die Benutzung der Paul-Kläui-Bibliothek in Uster und freundliche Hilfe bei der Literaturbeschaffung und nicht zuletzt der Stadt Wädenswil für die Benützung der Bibliothek «Dokumentationsstelle Oberer Zürichsee».

Bemerkung des Präsidenten der Redaktionskommission

Illigs Theorie betrifft ganz Europa und reicht auch in den Nahen Osten. Ihre Überprüfung kann aber nur in einer grossen Zahl sorgfältiger Detailuntersuchungen erfolgen, wie hier eine solche, begrenzt auf archäologische Zeugnisse im Bereich der Stadt Zürich, vorliegt. Bei negativer Beweisführung, wenn sich also aus den Befunden nichts ergibt, was Illigs Theorie zu widerlegen vermöchte, wird man nicht stehen bleiben können. Der positive Nachweis der Unrichtigkeit bisheriger Annahmen dürfte vor allem bezüglich der urkundlichen Überlieferung stattfinden müssen. Hier gilt es klar zu begründen, weshalb die Datierungen erhalten gebliebener schriftlicher Originalbelege falsch sind. Mit Bezug auf die Stadt Zürich dürften unter diesem Aspekt namentlich die im Staatsarchiv Zürich liegenden Urkunden UBZ I 135, 137, 142 und 146 aus den Jahren 878 bis 883 in Betracht fallen. Weit komplexer wird sich diese Aufgabe voraussichtlich im Bereich der die Zürcher Landschaft betreffenden Urkunden darstellen, wo der einschlägige reiche Bestand des St. Galler Stiftsarchivs zu prüfen und eine Falschdatierung Stück für Stück nachzuweisen sein wird. Beigefügt sei die Korrespondenzadresse des Autors: John H. Spillmann, Glärnischtrasse 10, CH-8344 Bäretswil.